

clv

Paul White

***Dschungeldoktor
auf Löwenfährte***

clv

Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

1. Auflage 2009 (CLV)

Originaltitel: Jungle Doctor Meets a Lion

Originalverlag: The Paternoster Press, Exeter, Großbritannien

© der deutschen Ausgabe 1954

R. Brockhaus Verlag, Witten

2009 by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Internet: www.clv.de

Umschlag: typtop, Andreas Fett, Meinerzhagen

Satz: CLV

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-86699-112-5

Inhalt

Es riecht nach Löwe	7
Löwenfett	15
Der Löwenjäger ist gerettet	27
Der Löwe und die Schlangen	35
Der Pfeil	49
Simba hat ein Ziel	57
Heftpflaster	63
Verzweiflung und Krankheit	71
Die Verlobungstrommeln	85
Ein Verlobungsgeschenk und seine Folgen	93
In Gefahr	109
Am Rand des Abgrunds	115
Tod und Wendung	129
Genesung	139
Die Kühe	147
Die Hochzeit	155

Es riecht nach Löwe

Daudi hielt an und schnupperte.

»Buana, irgendwo in der Nähe war ein Löwe. Spürst du nicht diesen eigenartigen, muffigen Geruch?« Er hielt die Sturmlaterne nahe über den Boden; auf dem weichen Sand waren die Fußspuren eines Löwen deutlich sichtbar.

»Kah«, sagte Daudi, der afrikanische Krankenpfleger. »Buana, es ist auch noch nicht lange her. Schau, wie deutlich und klar die Spuren sind, wo der Tau den Sand befeuchtet hat.«

Mit gepresster Stimme flüsterte ich: »Hör mal, Daudi, was ist das?«

Er hob die Laterne in Kopfhöhe: Afrikanischer Busch in einem Umkreis von fünf Metern – das war alles, was sie beschien. Dornestrüpp, das sich bis dicht an den Pfad drängte, auf dem wir gingen – dazu warf ihr Licht unheimliche Schatten, die auch nicht gerade zu unserem Wohlbefinden beitrugen. Und dann kam plötzlich ein dunkles Etwas angestaust. Es kam aus dem Affenbrotbaum, der seine kahlen Zweige wie geisterhafte Arme über uns reckte, und fuhr mit lautem Krachen gerade in unsere Laterne. Da standen wir nun im Dunkeln. Hastig zündete ich ein Streichholz an und konnte gerade noch ein mächtiges Flügelpaar in die Nacht verschwinden sehen.

Daudi hob die Laterne auf. »Buana, das war *Ituwi* – die Eule.«

Glücklicherweise war das Glas nicht zerbrochen, und ich konnte wieder Licht machen.

»Siehst du, Buana, hier in Tanganjika sagt man, die Eule sei ein Zaubervogel. Habe ich mich eben erschrocken! Joh, ich habe bestimmt keine Angst vor Zauberei, Buana, aber plötzlich so im Dunkeln stehen ... hiii!«

Ich lächelte: »Ja, Daudi, ich weiß. Ich habe eben auch eine Gänsehaut gehabt!«

»Nun, Buana, ich hoffe, es passiert uns nichts Schlimmeres. Ich bin froh, dass wir wenigstens die Laterne haben.«

Das Dornendickicht lichtete sich. Der Pfad führte hier durch mannshohes Gebüsch. Vor uns, im Sternenschein, ragte ein Hügel unvermittelt aus den weiten Ebenen. Riesige Granitblöcke, manche so groß wie ein Haus, hoben sich als Silhouetten vom Himmel ab. Ich machte Daudi auf eine Felsgruppe aufmerksam, die wohl über zwanzig Meter hoch in die Luft ragte.

»Buana, in unserem Stamm haben wir eine Geschichte von diesem Felsen. Man sagt ...« Der Pfad ging plötzlich bergab, und unsere Füße versanken im Sand eines trockenen Flusslaufes. Plötzlich blieb Daudi stehen. »Kah, da ist wieder dieser Geruch.«

Der kühle Wind, der sich mit dem Morgengrauen erhob, brachte uns wieder diesen widerlichen Mo-

schusgeruch. Daudi schien nicht weitergehen zu wollen. Ich räusperte mich und brach das ungemütliche Schweigen: »Daudi, hast du mir nicht einmal erzählt, dass man sich nicht zu fürchten braucht, wenn man einen brüllenden Löwen in der Nähe hört, da ein Löwe nur brüllt, wenn er gefressen hat?«

»Heiii ...«, sagte der Afrikaner. »Das ist es ja gerade, Buana. Kannst du einen brüllen hören?«

Das Weiß seiner Augen starrte aus dem dunklen Gesicht. Mit der Rechten umklammerte er den Knostock, den er bei sich trug. Er bewegte sich langsam vorwärts. Dann stand er wieder still.

»Siehst du sie?«

Die Spuren des Löwen waren wieder ganz deutlich im Sand zu sehen. Wir folgten ihnen behutsam vom Flussbett die jenseitige Böschung hinauf und einen schmalen Pfad entlang, der von wildem Dornendickicht umwuchert war. Wieder weitete sich der Weg zu einer Lichtung, und beim Schein der Laterne konnte ich die geknickten und zerstampften Halme einer Hirseanpflanzung sehen. Daudi blieb vor mir stehen und untersuchte sorgfältig den Boden im schwachen Licht der Laterne. Gemeinsam starrten wir in den Staub. Die junge Saat war offenbar durch einen heftigen Kampf niedergewalzt worden. Plötzlich bückte sich der afrikanische Krankenpfleger und zeigte auf einen dunklen Fleck am Boden.

»Buana, das ist Blut.«

Deutlich konnten wir die Spuren der Löwentatzen und den Abdruck nackter Füße erkennen. Am Rand

der Lichtung fanden wir die Teile eines zerbrochenen Speeres. Frische Fußspuren bedeckten den Weg, der auf das Dorf zuführte.

»Was kannst du aus all diesen Spuren lesen, Daudi?«

Daudi stieß die Luft durch die Zähne. »Hier muss ein Kampf stattgefunden haben, Buana. Mir scheint, der Löwe wurde getötet, aber wahrscheinlich der Mann auch. Sieh hier, viele Füße sind in dieser Nacht zum Dorf nach Ng'ombe zurückgekehrt.«

»Aber was ist mit dem Löwen? Würden sie ihn nicht hier zurückgelassen haben?«

»Hongo, Buana, weißt du nicht, dass die Leute aus unserem Stamm Löwenfett für eine sehr gute und wirksame Medizin halten?« Er zog die Nase kraus und sagte mit tiefer Verachtung: »Eeh, – Löwenfett, wirklich eine tolle Medizin!«

Ich packte ihn bei der Schulter.

»Komm, Daudi, lass uns laufen! Vielleicht können wir drüben im Dorf helfen. Es kann sein, dass der Mann noch nicht tot ist.«

Ich klopfte auf die Hüfttasche meiner kurzen Hose, wo sich eine Spritze und die nötigsten Mittel befanden. Ich wünschte nur, ich hätte chirurgische Instrumente bei mir gehabt. Aber das Einzige, das einige Ähnlichkeit damit hatte, war eine Rasierklinge, die ich wohlverwahrt im Rücken meines Neuen Testaments wusste, das ich immer bei mir hatte.

Daudi murmelte etwas vor sich hin, während er rasch vor mir her schritt.

»Entschuldige, aber ich habe nicht gehört, was du gesagt hast.«

»Buana, ich habe dir doch erzählt, wie Muganga, der Zauberdoktor, Löwenfett als Medizin bei den Leuten unseres Stammes verwendet. Angenommen, du hast Schmerzen in der Brust und rufst den Zauberdoktor, dann wird er ein Paar Sandalen nehmen, darauf spucken und sie auf den Boden werfen. Nachdem er sie untersucht hat, wird er dir den Grund deines Übels sagen. Und dann, vielleicht nachdem du ihm für seine Arbeit mit den Sandalen eine Schlüssel Korn bezahlt hast, wird er sagen: ›Werde ich nicht eine Kuh erhalten, wenn ich eine starke Medizin zubereite?‹«

»Und wenn er nun die Kuh bekommt?«

»Hongo, Buana, dann sammelt Muganga Kräuter und mischt sie mit Löwenfett. Mit dieser *miti* (Medizin) wird der Kranke eingerieben. Joh, Buana, und weißt du, wie sie wirken soll? Die Kraft des Löwen zieht in den Körper ein und treibt den Schmerz aus. Ja, und wenn der Schmerz doch nicht verschwindet, weiß sich Muganga zu helfen und sagt einfach, der Zauber, der auf dir liegt, muss besonders stark sein.«

»Kumbe, Daudi«, ich zog meine Augenbrauen in die Höhe, »und dafür eine Kuh!«

Der schwarze Krankenpfleger nickte. »Vielleicht sitzen die Schmerzen auch in deinem Magen, Buana, und du hast schon viele verschiedene Mittel angewendet, aber vergeblich. Dann werden sie schließlich

sagen: ›Das ist eine hartnäckige Geschichte, da müssen wir eine besonders kräftige Medizin nehmen!‹ Und wieder beginnt man, die kranke Stelle mit Löwenfett einzureiben. Aber hongo! Der Schmerz bleibt natürlich, vorausgesetzt, er sitzt wirklich in deinem Magen und existiert nicht bloß in deinem Gehirn.«

»Kah«, sagte ich, »und dann bezahlt man wieder eine Kuh, was?«

»Ja, ja, Buana, das ist in unserem Stamm so üblich. Sieh mal, ehe die Krankenstationen hierherkamen, gab es ja keine andere Medizin. Was wollten sie machen?«

Eine kleine Weile schwiegen wir, dann sagte Daudi:

»Erinnerst du dich noch an die Zeit, als so viele Hirnhautentzündung hatten, Buana?«

»Und ob«, gab ich zur Antwort, »nie in meinem Leben bin ich so müde gewesen wie damals.«

»Die einzige Medizin, die Muganga dagegen hat, ist Löwenfett, Buana. Meine Leute nennen diese Krankheit ›die Todeskrankheit‹, und das ist sie auch wirklich. Ob nun Mugangas Medizin in Stirn oder Rücken eingerieben wird«, Daudi zuckte mit den Schultern, »sterben musst du, so oder so.«

»Aber es ist doch jetzt anders geworden, Daudi, seit wir die neuen Mittel anwenden?«

Es wurde nun langsam heller, deshalb konnte ich erkennen, dass Daudi heftig nickte.

»Kweli, Buana, ganz bestimmt. Wie viel Vertrauen haben wir gewonnen durch unsere Krankenhäuser

und Operationen – und Medizin, die wirklich hilft;
und dann erzählen wir ihnen ja auch von Christus.
Joh, Buana, alles ist ganz anders geworden.«

Löwenfett

Der Pfad wand sich durch einen kleinen Wald von Affenbrotbäumen. Zwischen ihren mächtigen Stämmen konnten wir das Dorf vor uns sehen. Nach und nach ließen sich auch die langen niedrigen Häuser unterscheiden. Aber nichts vom emsigen Treiben war zu sehen, wie es frühmorgens in einem Dorf üblich ist. Weder Männer noch Jungen trieben die Kühe und Ziegen auf die Weide hinaus. Alle schienen sich am Ende des Dorfes versammelt zu haben. Unter einem schirmartigen Dornbaum begegneten wir einer Gruppe von Männern mit rotem Lehm in ihren Haaren. Sie hatten eben den Löwen gehäutet und waren nun damit beschäftigt, die Haut mit Pflöcken auf dem Boden auszuspannen.

Ein alter, hagerer Mann mit mächtigen Ohrläppchen, von denen der Schmuck bis auf die Schulter hinunterhing, kauerte neben dem Löwenkadaver und wühlte unterhalb des Zwerchfells darin herum. Hände voll schlüpfrigen Zeugs warf er in ein Tongefäß und strich jeden einzelnen Finger sorgfältig ab. Daudi flüsterte mir zu:

»*Mafutta ga simba* (Löwenfett), Buana.«

Jemand schaute auf, und einen Augenblick lang herrschte eine feindselige Stille. Endlich sagte ich auf Kigogo, der Landessprache Tanganjikas:

»*Mbukua* (guten Morgen).«

Einige sprangen auf und antworteten: »Mbukua.«

»Wie habt ihr geschlafen?«, erkundigte ich mich.

Ein unverständliches und keineswegs freundliches Murmeln war die Antwort auf diesen üblichen Morgengruß.

Der Zauberdoktor stand auf; das Löwenfett tropfte noch von seinen klauenartigen Händen. Er bot keinen schönen Anblick.

»Mbukua«, begann ich, »sag mir, wer hat den Löwen erlegt?«

»Er ist dort drüben!«, antwortete der Zauberer mürrisch, mit seinem Kinn auf ein Lehmhausweisend, das jenseits des Dorfes stand. Dann drehte er sich kurzerhand um und ging wieder an seine gräuliche Arbeit.

Wir eilten hinüber zu dem genannten Haus mit dem schmalen Eingang aus Flechtwerk. Wir waren wohl noch dreißig Schritte davon entfernt, als plötzlich eine Frau mit angsterfüllten Augen herausstürzte und mit durchdringenden Schreien das Alarmsignal des Stammes gab. Wir fingen an zu rennen und hielten nur eine Sekunde an, um »Hode?« zu rufen, bevor wir durch die Türöffnung eintraten.

Eine mürrische Stimme im Innern ließ sich vernehmen: »Herein!« Schnell schlüpfte Daudi hinein, und ich folgte etwas langsamer. Im dämmrigen Licht des Lehmhauses sah ich eine große leblose Gestalt auf einem Kuhfell am Boden liegen. Um sie herum kauerten alte Männer und Frauen. Stöhnend wiegten sie sich auf ihren Fersen hin und her.

Daudi beugte sich über den regungslosen Körper und flüsterte: »Zu spät, Buana, – er ist tot.«

Ich kniete neben dem unglücklichen Jäger nieder und griff nach seinem Puls. Am Handgelenk war kein Schlag mehr zu spüren. Aber als ich meine Hand auf seine entblößte, blutige Brust legte, konnte ich ein leises Flackern wahrnehmen.

»Nein, Daudi, er lebt noch, vielleicht können wir ihn retten. Schnell, hol kochendes Wasser und ein paar Wolldecken.«

Daudi wandte sich sogleich an die Verwandten, die uns verständnislos zugeschaut hatten.

»Schaut«, sagte er eindringlich, »dieser Europäer ist ein großer Arzt. Er hat Arzneien, die Leben spenden. Hört, er sagt, euer Verwandter hier sei nicht tot. Wenn ihr heißes Wasser und Wolldecken herbringt, so kann er ihn vielleicht wieder ins Leben zurückrufen.«

Mehrere erhoben sich und fingen an zu tun, was von ihnen verlangt wurde, doch mit einer Gemächlichkeit, die keineswegs der dringenden Lage entsprach. Ich drehte den Docht der Laterne höher und überschaute rasch den Schaden, den die Tatzen des Löwen angerichtet hatten.

Der Verwundete war schrecklich zugerichtet. Mit meinem Taschentuch versuchte ich das Blut zu stillen.

Daudi kam mit einer Kürbisflasche voll lauwarmer, lehmigen Wassers hereingerannt. In meine Spritze ließ ich zwei Kügelchen Morphinum fallen und sog dann etwas von dem Wasser auf.

»Daudi«, sagte ich, »tu so etwas niemals, wenn nicht ein äußerster Notfall vorliegt. Das Wasser wimmelt wahrscheinlich von Bazillen, aber wenn wir ihm dieses Medikament nicht einspritzen, stirbt er bestimmt. Ich denke, ein lebendiger Mann mit ein paar Bazillen im Körper ist immer noch besser als ein toter ohne.«

In diesem Augenblick brachte man uns ein halbes Dutzend Decken, und ich hüllte den Kranken ein, so gut es ging, ohne mit den schmutzigen Tüchern die Wunden zu berühren. Weiter konnten wir vorläufig nichts tun. Ich schaute einigen Frauen zu, die die Glut unter dem großen Tontopf anfachten.

»Mbera!«, rief ich. »Schnell! Schnell!«

»Joh!«, knurrte eine der alten Frauen und schaute auf. »Eile nützt nichts beim Wasserkochen.«

Bei dem ungenügenden Licht der Laterne unternahm ich jetzt eine genauere Untersuchung. Die linke Hüfte und das Bein waren durch den Kampf mit dem Löwen schlimm zugerichtet worden. Aber der Pulsschlag am Handgelenk war wieder deutlich spürbar. Wir versuchten, ein besseres Lager herzustellen. Zwei kleine Jungen, mit Zweigen bewaffnet, bekamen die Aufgabe, die Fliegen fernzuhalten.

»Daudi«, sagte ich, »wir müssen etwas zum Verbinden haben. Sieh zu, ob du irgendetwas Geeignetes im Dorf auftreiben kannst.« Er rannte davon, kam aber wenige Minuten später zurück: »Nichts ist da, absolut gar nichts.«

Ich überlegte einen Augenblick: »Ja, Daudi, dann gibt es nur eins: unsere Hemden.«

»Kah!« Daudi schaute zweifelnd auf sein funkel-nagelneues Khakihemd. »Buana«, sagte er, »deins ist aus weißem Stoff und außerdem alt. Meins ist aus Khaki und ganz neu.« So war denn mein Hemd dazu bestimmt, in den Topf zu wandern.

Tatsächlich, Daudi hatte irgendwo zwei kleinere Töpfe organisiert. Ich zog nun mein Hemd aus und riss es in Streifen. Die langen Stücke, die sich als Binden eigneten, wurden dafür verwendet, die anderen ergaben Tupfer.

Sobald das Wasser kochte, wurde es darüber gegossen. Dann wurden die einzelnen Teile wieder herausgenommen, und auch die Rasierklinge wurde auf diese Weise ausgekocht. Dann scheuerte ich meine Hände so gut es ohne Seife ging in einem Tontopf, der auch nicht als Waschschüssel auf die Welt gekommen war. Und jetzt begann ich mit der Operation, die hauptsächlich darin bestand, die Wunde zu säubern und verschmutzte Teile zu entfernen, was eine schwierige Prozedur war. Man stelle sich vor, ein Chirurg mit bloßen Händen und einer Rasierklinge! Dabei war es eine Operation, die auch unter normalen Umständen nicht einfach gewesen wäre. Hier aber lag der Patient auf einer Kuhhaut auf dem Fußboden, und die Beleuchtung bestand aus dem trüben Schein einer Sturmlaterne. Nein, die Voraussetzungen für einen solchen Eingriff waren alles andere als ideal!

Ich sah eine Schabe, die unter einem der Tontöpfe hervorkam und sich eiligst davonmachte, und ich fühlte, dass auch noch andere kleinere Tierchen da waren, solche, von denen man in guter Gesellschaft nicht spricht, die sich aber jetzt höchst ungeniert für mich interessierten.

Daudi hatte ständig einen Vorrat von ausgewrun- genen Stoffresten bereit. Ich stopfte sie in die Wunden und verband das Ganze. Daraufhin lockerte ich den Gummischlauch, mit dem ich das Blut unterbunden hatte. Der Verwundete seufzte, und ein Zittern ging durch seinen Körper. Ich beobachtete den Verband und stellte fest, dass die Blutungen aufgehört hatten.

Irgendetwas schien meine Zuschauer sehr zu be- lustigen. Ich wandte mich an Daudi und fragte auf Englisch: »Was ist denn so Lustiges dabei?«

»Sie haben noch nie in ihrem Leben so viel weiße Haut auf einmal gesehen«, erklärte er. Da wurde mir erst bewusst, dass ich kein Hemd anhatte.

Der Kranke versuchte, etwas zu murmeln. »Was- ser!«, hauchte er, »Wasser!«

Ich hielt ihm warmen Tee an die Lippen, und er trank ein wenig.

Hinter mir hörte ich die hohe Stimme einer alten Frau: »Kah! Das ist ja nur Kalk.«

Ich konnte fühlen, wie Daudi grinste, als er sich zu mir beugte.

»Sie glauben, du machst es wie die Jungen, die sich für das Fest der Jünglingsweihe den Körper mit weißem Kalk beschmieren.«

Ich wusste, dass wir auf die Hilfe dieser Eingeborenen angewiesen waren, wenn wir unseren Kranken ins Krankenhaus mitnehmen wollten. Warum sollte ich mir ihren guten Willen nicht mit Hilfe meiner weißen Haut sichern?

Nachdem ich den letzten Knoten befestigt hatte, stand ich auf und wandte mich an die alte Frau:

»Großmutter, zweifelst du daran, dass meine Haut echt ist?«

»Joh«, sagte die Alte zurückweichend, »bestimmt nicht.«

»Komm, du brauchst keine Angst zu haben. Überzeug dich, es ist alles richtiges Fleisch.«

Die Alte kicherte und streckte einen knochigen, nicht allzu sauberen Finger aus, um versuchsweise an meinem Schulterblatt zu kratzen. Dann kam sie etwas näher.

»Joh!«, sagte sie, davon überzeugt, dass es echte Haut war. Dann wandte sie sich an ihre Stammesleute und meinte: »Heh, sehen diese Weißen nicht zu komisch aus?«

»Kommt, lassen wir das Schwatzen! Wir brauchen jetzt eine Hängematte. Wenn das Leben eures Verwandten gerettet werden soll, muss er in unser Krankenhaus getragen werden, ein gutes Stück jenseits des Dornendickichts.« Ich zeigte nach Art der Afrikaner mit dem Kinn nach Osten.

Aber niemand rührte sich.

»Daudi«, drängte ich, »jede Minute ist wichtig. Ruf den Dorfhäuptling, er muss uns helfen.«

Aber sogar als dieser erschien, war es schwierig, die Verwandten dazu zu bringen, eine Kuh für den Transport ins Krankenhaus zu geben. Die Lippen des Kranken bewegten sich. Ich beugte mich über ihn und hörte ihn flüstern:

»Ist das Leben eines Mannes nicht das einer Kuh wert? Habe ich nicht viele Kühe in meiner Herde und meine Verwandten auch?«

Ich richtete mich auf und wiederholte laut seine Worte. Als sie das hörten, gingen die Verwandten widerwillig hinaus, um das verlangte Tier zu holen. In der Zwischenzeit, die mir in meiner Gereiztheit endlos schien, überredete ich den Kranken, noch etwas süßen Tee zu trinken. Ich hatte den Eindruck, dass sein Zustand sich ein wenig verbesserte. Endlich wurden die Kuh und ein langer Bambusstab gebracht. Die vier Träger machten sich bereit. Der Bambusstab wurde über den Kranken gehalten, die Decke, auf der er lag, über dem Stab gefaltet und mit fingerlangen, eisenharten Dornen befestigt. Nun konnte er vom Boden aufgehoben werden, und unser Reisetrupp setzte sich langsam in Bewegung in Richtung Krankenhaus.

Ich verabschiedete mich feierlich von den Dorfbewohnern. Als ich zurückschaute, sah ich noch das ausgespannte Löwenfell in der Sonne und den alten Zauberer, der immer noch emsig mit seinem Löwenfett beschäftigt war.

Die Sonne brannte allmählich sehr heiß. Nach einer Stunde rasteten wir im Schatten eines Affenbrot-

baumes. Sorgfältig wurde der Kranke auf den Boden gelegt. Sein Puls war sehr schnell, und sein Atem ging mühsam, aber nach einer Spritze erholte er sich wieder etwas.

»Buana«, hauchte er. »Ich habe den Löwen mit meinem Speer getötet. Er sprang auf mich los, aber ich stieß ihm den Speer ins Herz. Kah, Buana, aber seine Tatzen zerrissen meinen Körper. Hör, ich habe furchtbare Schmerzen. Lass mich doch sterben!«

»Nein, du brauchst nicht zu sterben. Ich will dich gesund machen, damit du noch mehr Löwen töten kannst. Schau, ich will dir einen neuen Namen geben. Ich will dich Simba, den Löwen, nennen, nach dem König der Wüste, den du heute in ehrlichem Kampf geschlagen hast.«

Die Träger nickten lachend: »Ha, Buana, das ist gut gesprochen!«

Zwei heiße und mühsame Stunden später lag Simba in den weißen Leinentüchern eines der Krankenhausbetten. Es gab nur eins, das Simba retten konnte: eine Blutübertragung. Ich wandte mich den Trägern zu, die ihn hergebracht hatten:

»Hört, wir können Simba retten, wenn ihr von eurem Blut etwas hergebt. Das würde bedeuten, dass wir mit einer Nadel eure Adern anstechen. Es ist keine Gefahr dabei, einzig ein kleiner Schmerz. Auf diese einfache Weise könnt ihr das Leben dieses tapferen Mannes retten.«

Für einen Augenblick starrten sie sich gegenseitig mit offenem Mund an, dann sagte einer hastig:

»Nein, Buana, das tun wir nicht. Das ist nicht Brauch bei uns.«

Weder Bitten, Spotten noch Erklärungen hatten irgendeinen Erfolg. Inzwischen hatte sich ein Kreis Neugieriger um uns versammelt, unter ihnen ein paar Mädchen, die in der nahen Missionsschule als Lehrerinnen ausgebildet worden waren. Sie waren zu Besuch ins Krankenhaus gekommen. Eine von ihnen, mit Namen Perisi, fragte:

»Buana, wenn du mein Blut nehmen würdest, könnte ich dann trotzdem morgen früh in der Schule unterrichten?«

»Hongo! Aber natürlich! Vielleicht ist dir eine halbe Stunde lang ein wenig schwindlig, aber das ist alles.«

»Dann nimm mein Blut, Buana«, sagte sie.

»Aber«, fiel hier einer der Träger ein, »du bist ja gar nicht verwandt mit ihm.«

»Kah«, erwiderte Perisi, »glaubst du, ich würde zuschauen, wie ein Mensch stirbt, wenn ich ihm helfen kann?«

Schnell traf ich die nötigen Vorbereitungen, und nach einer halben Stunde hatte ich eine Flasche mit ihrem Blut gefüllt, das vielleicht für Simba die Rettung bedeuten konnte.

»Leg dich dorthin, Perisi, während ich es unserem Jäger gebe. Bald wirst du dich wieder wohlfühlen.«

»Kah, Buana, es ist doch mein Blut. Darf ich nicht sehen, wie du es ihm gibst? Das ist sicher nicht zu viel verlangt.«

Auf einem Stuhl sitzend sah sie zu, wie ihr Blut langsam in die Venen des starken Jägers floss, der dem Tod so nahe war. Er hatte etwa ein Viertel des Blutes bekommen, als ein Zittern durch seinen Körper lief. Sein Puls schien sich zu bessern. Als die halbe Flasche leer war, gähnte er.

»Ruhig, Simba«, sagte ich. »Bleib still liegen, mein Freund.«

Als wir mit der Übertragung fast fertig waren, hob er die Lider. Es waren keine schönen Augen, die wir zu sehen bekamen, denn sie waren von der Augenkrankheit befallen, die in Tanganjika so häufig ist. Er sah zu mir her.

»Buana, was machst du da? Was ist das?«

»Es ist Blut. Blut, das dir gegeben wurde, um dein Leben zu retten.«

»Aber, Buana, von wem?«

Da meine Hände mit Nadeln und Gummischläuchen beschäftigt waren, zeigte ich mit dem Kinn auf das Mädchen, das auf einem Stuhl am Fenster saß. »Perisi, sie hat es für dich gegeben.«

»Aber warum?«

Das afrikanische Mädchen, das während des ganzen Vorgangs still dort gesessen hatte, antwortete schnell: »Buana, hat nicht Jesus Christus sein Leben für mich gegeben, damit ich lebe? Soll ich da nicht auch mein Blut geben, damit du leben kannst?«

Simba sah sie erstaunt an. Dann aber schloss er seine geschwollenen Augenlider: »Das verstehe ich nicht«, sagte er müde.

»Versuch es jetzt auch nicht«, beruhigte ich ihn.
»Später wirst du es schon verstehen.«

Nachdem ich den Apparat entfernt hatte, griff ich noch einmal nach seinem Puls, vielleicht schon zum hundertsten Mal an diesem Tag. Stark und regelmäßig waren jetzt die Pulsschläge. Ich drehte mich um, um Perisi zu danken für das, was sie getan hatte. Aber sie war still hinausgeschlüpft.

Der Löwenjäger ist gerettet

Drei Wochen waren vergangen. Von Kissen gestützt, saß mein alter Freund »Löwe« im dritten Bett und lachte mir entgegen.

»Mbukua, Simba.«

»Mbukua, Buana«, lachte vergnügt der Patient.

»Was gibt es Neues?«, erkundigte ich mich.

James hatte die Binden gelöst und nahm den Verband von den Beinen Simbas. Die Wunde war schön verheilt. Nach einigen Hautverpflanzungen würde er in einem Monat wieder aufstehen und umhergehen können. Die ganze Zeit über hatten wir auch seine Augen behandelt, die in einem schlimmen Zustand gewesen waren. Tag für Tag hatte er seine Augentropfen bekommen, sodass nun auch hier eine Besserung eingetreten war. Ich legte meine Hand auf seine Schulter.

»Hör, Simba, jetzt machen mir deine Beine weniger Kummer als deine Augen. Aber wenn du Geduld hast und noch mehr Schmerzen ertragen kannst, werde ich auch deine Augen bald heilen können. Doch du musst mithelfen!«

Simba war ein heiterer Bursche. Sein Lachen tönte oft durch die Krankenhaussäle. Mit beiden Händen ergriff er meine Hand.

»Buana, hatte ich nicht Schmerzen in diesem Bein? Weiß ich nicht, dass ich mein Leben dir verdanke?

Ich werde alles tun, was du von mir verlangst – mit oder ohne Schmerzen!«

»Buana«, sagte Kefa, der jüngste Krankenpfleger, »es gibt so viel Arbeit in diesem Krankensaal, und das Auswaschen von Simbas Augen nimmt dreimal am Tag eine halbe Stunde in Anspruch, so wie du es vorgeschrieben hast. Schau, ich habe eine neue Methode gefunden. Bist du damit einverstanden?«

Er führte mich hinaus und zeigte mir eine weithalsige Flasche mit verschiedenen Glasröhrchen. Wie er sie nun umdrehte, tröpfelte die Flüssigkeit gleichmäßig heraus.

»Schau, Buana, so kann Simba seine Augen selber auswaschen. Die Einrichtung wird ihm gefallen, und uns erspart es viel Zeit.«

»Aber, Kefa, wer soll das Wasser auffangen? Gibt das nicht eine schreckliche Überschwemmung?«

»Buana, er kann sich ja ins Erdnussfeld setzen, so wird das verschüttete Wasser dem Garten zugutekommen.«

Und so kam es, dass man Simba jeden Tag in der Erdnusspflanzung sitzen sah, während er seine Augen mit der Lösung wusch. Ich bestrich seine entzündeten Lider mit Salbe und hatte guten Erfolg. Dann kam der Tag, an dem wir die letzte Hautverpflanzung an seinem Bein machten, und ich schrieb in die Krankengeschichte: »Seine Augen sind wieder normal.«

Seine Wimpern waren allerdings noch nach innen gekrümmt und reizten den Augapfel. Jeden vierten

Tag musste ich sie ihm auszupfen. Ich weiß nicht, ob das sehr schmerzhaft war. Auf jeden Fall stieß er bei jedem Haar, das ich ausrupfte, ein schreckliches Gebrüll aus, sodass sich alle seine Mitpatienten vor Lachen kaum halten konnten. Dann behauptete er, er möchte lieber einem Rudel Löwen gegenüberstehen als einem einzigen Doktor mit seiner kleinen Pinzette.

»Siehst du, Buana, ich kann wohl einem Löwen den Speer in den Körper stoßen, aber bei einem Doktor kann man das schlecht. Und so bleibt mir nichts anderes übrig, als zu brüllen, wenn du mir wehtust.«

Kefa war gerade dabei, Tropfen in seine Augen zu träufeln, als der Patient seinen Mund aufriss und ein Schlussgebrüll anstimmte. Da nahm ich die Gelegenheit wahr und ließ ein paar Augentropfen auf seine Zunge fallen. Der ganze Saal schüttelte sich vor Lachen, während Simba hustete und spuckte. Und dann zitterte auch sein Bett unter vergnügtem Gelächter. Er war einer der fröhlichsten Jungen im ganzen Krankenhaus.

Am Anfang hatten ihn die Krankenpfleger jeweils in seinem Bett in die Kirche getragen und ihn hinten abgestellt. Später hinkte er an Kefas Arm zum Gottesdienst hinunter. Als ich eines Tages in den Krankensaal kam, versuchte er, Wort für Wort mühsam buchstabierend, einen Abschnitt des Neuen Testaments zu lesen.

»Sieh nur, Buana, jetzt ist der arme alte Löwe ein

Schuljunge geworden! Bald werde ich imstande sein, mit gesunden Augen zu lesen und Gottes Wort richtig kennenzulernen.«

An jenem Tag wollte ich die Operation an seinen Augenlidern vornehmen. Es war eine Arbeit, die ich noch nie ausgeführt, von der ich aber in meiner Krankenhausausbildung einmal gehört hatte.

Simba kam zum Operationssaal. Seine Beine waren wieder gesund, nur zeigten große Narben noch, wo die Löwenpranken ihn verwundet hatten. Als er eintrat, rümpfte er die Nase.

»Kah, wie es hier überall riecht!«

Kaum hatte er mich gesehen, griff er nach Daudis Arm, schlug schlotternd seine Knie zusammen und spielte eine kleine Jammerszene:

»Kumbe! Ich habe Angst. Jah! Er will mir wehtun! Kah! Ich bin noch nie an den Augen operiert worden. Heh! Ich fürchte mich!«

Ich nickte Daudi zu: »Sag ihm, dass seine Angst gar nichts gegen meine ist. Denn siehst du, es ist nämlich das erste Mal, dass ich diese Operation mache.«

Der Krankenpfleger brach in helles Gelächter aus, und der ganze Operationssaal fing an zu wackeln, als meine Bedenken dem Opfer mitgeteilt wurden. Als sich alles wieder beruhigt hatte, sagte ich:

»Hört, wir treiben da wohl unseren Spaß, aber es ist eine ernste Sache, vor der wir stehen. Diese Augen gehören nämlich unserem Freund, und ich bin dafür verantwortlich. Wenn ich jetzt etwas falsch mache,

so ist es zum Schaden für sein ganzes Leben. Darum will ich jetzt Gott, der mein Vater ist und mir in allen Dingen hilft, bitten, meine Hand zu führen, wenn ich versuche, diese Augenlider zu flicken.«

Kaum hatte ich mein kurzes Gebet gesprochen, als die tiefe Stimme des Patienten ertönte: »Dank sei Dir, Gott, für Buana. Dank auch für die Medizin, und hilf mir, immer besser alle deine Worte zu verstehen.«

Simba zuckte kaum mit der Wimper während der heiklen Operation, die alles andere als leicht für meine ungeübten Hände war. Aber als ich die letzten Stiche machte und die letzten Enden verknüpfte, fühlte ich, dass sie gelungen war, auch wenn sie vielleicht nicht ganz vorbildlich ausgeführt worden war.

Als ich am nächsten Morgen in den Krankensaal kam, fand ich Simba mit verbundenen Augen, aber vergnügt und in höchsten Tönen singend.

»*Njamale* (sei still)!«, rief Kefa ihm zu. »Du wirst deine Stiche aufreißen.«

»Kumbe«, kam die Antwort, »wessen Stiche sind es?«

»Meine«, rief ich von der Tür her, »denn ich habe sie genäht.«

»Jeh!«, sagte Simba, »ich wusste ja nicht, dass du da bist, Buana.«

»Kann sein«, sagte Kefa, »aber diesmal hat Buana seine größte Nadel mit einem Bindfaden und diesmal wird er nicht deine Augen nähen, sondern deinen Mund.«

Gelächter ertönte im Saal.

Ich wusch meine Hände und sah, wie ein junger Krankenhausgehilfe gleich darauf das gebrauchte Wasser sorgfältig auf einige Tomatenpflanzen im Hof goss. Kefa folgte meinen Blicken und lächelte.

»Nichts lassen wir ungenutzt hier, Buana. Alles gebrauchte Wasser geben wir an die Pflanzen weiter, alle Wolldecken werden noch einmal gewendet, bevor sie ganz abgenutzt sind. Aus alten Leinentüchern werden Kopfkissenbezüge genäht, und zuletzt enden sie als Verbandstoff. Wirklich, Buana, wir sind sehr sparsam.«

»Wir müssen, Kefa, wir sind schrecklich knapp an Material, und wir haben nicht genug Geld, um die nächsten Monatslöhne zu bezahlen. Siehst du, wir sind so weit von meinem Heimatland entfernt, dass die Leute dort nicht wissen, wie sehr wir in Not sind und dass wir beinahe unsere letzten Schillinge ausgeben müssen. Nun ja, wenn sie Simba hier sehen könnten ...«

Daudi fiel mir ins Wort. Er rechnete. »Wir haben das Werk eines Löwen wiedergutmacht: das sind sieben Schillinge; wir haben die Krankheit behoben, die von den Moskitos verursacht wurde: macht drei Schillinge; und nun werden wir ihm auch noch das Augenlicht zurückgeben und ihm normale Augenlider verschaffen: macht zehn Schillinge.«

»Daudi, für die viele Arbeit nur ein Pfund! So viel kostet in unserem Land ein Paar gewöhnlicher Schuhe!«

Simba hatte diese letzte Bemerkung gehört und lachte.

»Bin ich so viel wert wie ein Paar Schuhe? Kah, Buana, dann nimm lieber die Schuhe!«

Meine Helfer lachten über den Spaß, aber mich ergriff der Ernst des Gedankens.

»Simba, mein Freund, wenn du nur aus Fleisch und Knochen bestündest, wäre ich vielleicht einverstanden. Aber deine Seele? Dein Körper kann getötet werden von allen möglichen Dingen, vom Löwen bis zum Moskito. Aber deine *Mutima*, deine Seele, lebt weiter, so sagt es uns Gottes Wort.«

Kefa nahm eben den Verband von den Augen des Patienten, und ich stand und wartete mit gezückter Pinzette, bereit, einzugreifen. Dann fielen Polster und Gaze von den Augen.

»Jah«, bemerkte Daudi, »bestimmt sind alle Stiche aufgegangen? Sieht es sehr schlimm aus?«

Statt einer Antwort zeigte ich auf die Reihe der Stiche. Nichts war entzündet. Alles war in Ordnung. Über der Wunde öffnete sich ein großes Auge und schaute mich an. Ich nickte als Antwort auf seine stumme Frage.

»Ja, Simba, alles ist gut, und es wird nur eine ganz kleine Narbe davon übrig bleiben.«

»Vielen Dank«, antwortete er und fügte hinzu: »Jah! Ich habe sehr viel zu danken. Schau, Buana, ich will für alle deine Arbeit zahlen. Ich werde dir eine meiner Kühe bringen.«

Kefa, der still zugehört hatte, sagte plötzlich:

»Du kannst mit Geld oder mit einer Kuh bezahlen, was an deinen Beinen und an deinen Augen geflickt wurde; aber weder mit Geld noch mit einem Tier kannst du die Heilung deiner Seele kaufen.«

Das ganze Gesicht des Patienten war ein einziges Erstaunen.

»Weder mit Geld noch mit irgendwelchen Gütern«, erklärte ich Simba, »kannst du erreichen, dass deine Seele ihre Schuld los wird; nur der Herr Jesus Christus konnte alles mit seinem eigenen Leben bezahlen!«

»Und er will«, unterbrach Kefa, »dass du an ihn glaubst und ohne zu fragen seine Befehle ausführst.«

Kefa hielt eine Bibel in der Hand.

»Buana«, sagte Simba, »mit meinen geheilten Augen kann ich bald Gottes Buch selbst lesen, und dann will ich über alle diese Worte nachdenken und sie verstehen.«

»Ja«, antwortete ich, »und hoffentlich nach ihnen handeln.«

Dann kam der Tag, an dem Simba wieder in sein Dorf zurückgehen konnte. Am Tor sagten wir ihm Lebewohl und er winkte mit der Hand, als er den Weg einschlug, auf dem Daudi und ich einige Wochen vorher unsere ereignisreiche Fahrt angetreten hatten.

»Kah, Buana«, sagte Daudi, »ich bin gespannt, ob wir je wieder von ihm hören werden.«

Der Löwe und die Schlangen

»Kumbe, Buana«, rief Daudi. »Heute ist ein Mann hierher nach Mwumi gekommen, der viel zu erzählen hat. Hei! Alle sind gespannt.«

Ich stieß eben die Luftbläschen aus der Spritze, die ich dem Mann geben wollte, der vor mir auf dem Bett lag.

»Wer ist es denn, Daudi?«

Mein Gehilfe rieb mit Watte und Alkohol den Arm des Patienten und lachte verschmitzt.

»Ha! Buana, es ist unser alter Freund, Simba.«

»Hongo! Der Mann, den wir vor etwa einem Jahr hier in diesem Bett hatten, der von einem Löwen so übel zugerichtet worden war und den wir durch eine Blutübertragung retten konnten – den Jungen meinst du?«

»Halt!«, rief der Kranke, als er die Nadel der Spritze näherkommen sah. »Huu! Werde ich jetzt gebissen? Aber, Buana, huu ...«

»Ach«, beruhigte ihn Daudi, »es hat ja gar nicht wehgetan!«

»Kumbe«, meinte der Kranke, »in wessen Arm ging es denn, in deinen oder in meinen?«

»Ich habe gar nichts gespürt«, beteuerte Daudi und rieb die Stelle am Arm des Kranken, wo vorher die Nadel eingestochen hatte.

»Ja, wenn du so schlimm dran wärst, wie es Simba

damals war, dann könntest du klagen. Ich sage dir, der hatte das ganze Bein aufgerissen, vom Knie bis hier oben.«

In diesem Augenblick erschien ein lachendes Gesicht in der Tür.

»*Mbukua*, Simba!«, grüßte ich. Der schwarze Jäger kam herein und schüttelte mir kräftig die Hand.

»Ja, Buana, schön, dass ich dich sehe und wieder hier sein kann.«

Er schaute zu dem Kranken hinüber. »Heii, wenn ich an die Tage denke, als ich in diesem Bett gelegen habe!«

Er schaute auf zu den grob gezimmerten Deckenbalken. »Es war, als drehten und krümmten sie sich, wenn der Schmerz über mich kam. Glaub mir, manchmal, wenn ich zu Daudi aufschaute, war es, als verschwinde er in einer Wolke. Aber dann kam alles anders, als du mir das Blut aus der Flasche gabst.«

»Kumbe«, nickte Daudi, »das war ein schlimmer Tag. Damals glaubten wir, du würdest sterben.«

»Du wärst auch gestorben, wenn nicht Perisi dir von ihrem Blut gegeben hätte.«

»Hongo«, sagte Simba, »glaubst du, ich hätte das vergessen? Schau, Buana!« Hinter seinem Rücken holte er ein Paket hervor, das mit Baumwollgarn kreuz und quer verschnürt war. Daraus zog er zwei Stücke leuchtenden Baumwollstoffes hervor, wie ihn die afrikanischen Frauen gerne tragen.

»Schau, das will ich Perisi schenken. Ich sagte ja

schon ›Danke‹ mit meinem Mund, als ich damals wegging. Aber siehst du, jetzt will ich auch mit meinen Gaben danken. Ich habe nämlich viel Geld.«

»Hoh, was arbeitest du denn?«, erkundigte sich Daudi.

»Kah, was ich für eine Arbeit habe! Und was für einen Chef! Ahhhh!«

Simba warf den Kopf nach hinten und rollte die Augen. Dann griff er in die Tasche und zog einen geheimnisvollen kleinen Sack heraus, der recht schmutzig, aber aus solidem Stoff war. Er zog an der Schnur und schüttete einen Strom von afrikanischen Schillingen auf den Boden.

»Kah«, staunte ich, als ich all das Geld auf dem Boden sah. »Du bist ziemlich reich!«

Simba lachte herzlich. »Nein, Buana, ich bin *Mumoti*, der Glückliche.«

»Hongo, macht dich denn das Geld so glücklich?«

Wieder lachte er. »Ha, Buana, alle diese Schillinge gehören gar nicht mir.«

»Was!«, rief ich. »Wem gehören sie denn?«

»Buana«, der Afrikaner sprach nun ruhiger, »dies sind Gottes Schillinge.«

»So?«

Simba fuhr fort: »Als ich in jenem Bett lag, kamst du eines Tages und lasest aus Gottes Wort vor. Es waren die Worte des Propheten, der an letzter Stelle im Alten Testament steht.«

»Kah«, sagte Daudi, »ich erinnere mich. Buana, es

war ja der Tag, an dem die Jungen die Mangofrüchte von deinem Baum gestohlen hatten. Weißt du noch, sie aßen so viele, dass sie krank wurden und mit schauderhaften Bauchschmerzen ins Krankenhaus kommen mussten. Wir haben uns damals gebogen vor Lachen!«

»Ja«, unterbrach Simba, »und wir sprachen vom Stehlen und von Leuten, die Gott bestehlen. Ich fragte, wie das möglich sei. Da hast du die Worte des Buches Gottes vorgelesen: ›Ist es recht, dass ein Mensch Gott täuscht, wie ihr mich täuscht? So sprecht ihr: Womit täuschen wir dich? Am Zehnten und Hebopfer.‹ Wir wussten nicht, was Zehnte waren, und du hast uns erklärt, dass es in den Tagen, da diese Worte geschrieben wurden, Gebot war, dass die Menschen den zehnten Teil ihrer Ernte und jedes zehnte Kalb ihrer Herden Gott opferten. Du gabst uns zu verstehen, dass wir, wenn wir Gott nur mit den Lippen danken, ihn betrügen.«

Jetzt erinnerte ich mich an das Gespräch. Simba fuhr fort: »Dann hast du weitergelesen: ›Bringt die Zehnten ganz in mein Kornhaus, auf dass in meinem Haus Speise sei, und prüft mich hierin, spricht der Herr Zebaoth, ob ich euch nicht die Fenster des Himmels auftun und Segen die Fülle herabschütten werde.‹ Kah, Buana, ich ließ mir diese Worte aufschreiben und sagte sie mir immer und immer wieder vor, bis sie hier festsaßen.« Er tippte dabei an seine Stirn. »Schau, ich habe von all den Schillingen, die ich mit meiner Arbeit verdiente, den Zehnten auf

die Seite gelegt. Schon das Sammeln der Geldstücke hat mir Spaß gemacht, aber jetzt, da ich sie Gott übergeben darf, freue ich mich noch mehr. Schau, hier ist mein Leben gerettet worden. Nun möchte ich auch mithelfen, einen anderen von Schmerzen zu befreien, ihn vielleicht vom Tod zu erretten.«

Daudi hatte währenddessen das Geld in Häufchen geordnet. Es waren zweiundfünfzig Schillinge. »Schau, Buana, Geld genug, um fünf Leuten das Leben zu retten, und sogar noch etwas darüber.«

»Ja, Buana«, freute sich Simba, »das ist wahre Freude. Es macht einen viel glücklicher, als wenn man sich viele Sachen zum Essen oder zum Anziehen kauft. Kah, und wie viel Spaß hat es mir gemacht, das Geld zu verdienen! Davon muss ich dir noch erzählen.«

In diesem Augenblick stürzte eine schwarze Pflegerin in den Saal.

»Buana, *uze mbera*, komm schnell! Schon wieder ein Baby!«

An der Tür drehte ich mich um. »Simba, zwei Schillinge von deinen zweiundfünfzig werde ich jetzt verwenden, damit das Kind glücklich zur Welt kommt und die Mutter gepflegt werden kann. Und wenn es ein Junge ist, so soll sie ihn Simba nennen, nach dir.«

Als ich nach einer Stunde wieder zurückkam, schaute Simba andächtig zu, wie Daudi Hunderte von Pillen auszählte.

»Simba«, sagte ich, »das Kind ist zur Welt ge-

kommen, und sein Name ist Simbambili, der zweite Löwe.«

»Buana, da freue ich mich.« Er stand dort und lehnte sich auf seinen Stock. Dann streckte er mir plötzlich den Stock entgegen, der wohl sechs Fuß lang und an einem Ende gegabelt war. »Schau, das ist meine *home lya nzoka*.«

»Was?« Ich zog die Stirn kraus und versuchte zu übersetzen. »Dein Schlangenstock?«

Simba nickte heftig. »Ja, ich habe in letzter Zeit für einen Europäer gearbeitet, der Schlangen fängt. Ich bin sein Sachverständiger. Glaubst du nicht, dass ich Schlangen fangen kann? Ha, Buana, Schlangen, große und kleine! Du solltest mich sehen, wenn ich sie packe und in eine Kiste oder einen Sack sperre. Ha, das ist ein Anblick, an dem du deine Freude hättest!«

»Hongo«, sagte ich, »ich mag Schlangen nicht, ob sie nun groß oder klein sind.«

»Kah, Buana«, beruhigte mich Simba. »Schlangen sind nicht wirklich böse, wenn man sie bändigen kann. Man kann sie sogar im Haus halten, damit sie die Ratten fressen. Sie sind nämlich wirklich ausgezeichnete Rattenfänger.«

»Puh«, meinte Daudi, »da will ich doch lieber Ratten haben!«

»Weißt du«, erklärte Simba weiter, »mein Buana wollte keine toten Schlangen, er will sie lebend.«

»Komm, erzähl uns doch von deinem größten Schlangenfang«, sagte ich, während ich begann, Hus-tenmedizin zu mischen.

»Hongo«, lächelte Simba, »Buana, die größte Schlange, die wir gefangen haben, war eine *nsoka mbaha*«, und Daudi übersetzte im Flüsterton: »Eine Riesenschlange!« Simba nickte. »Buana, wenn du so eine fangen willst, dann brauchst du vier Männer, und du musst morgens in der Frühe hinausgehen. Solange es nämlich kühl ist, sind die Schlangen schläfrig und bewegen sich nur langsam.«

»Nun ja«, rief Daudi, »das ist leicht gesagt, aber wenn es dann ans Fangen geht ...«

Simba erhob seinen Finger: »Hör zu, Arztneimischer! Wir gingen hinaus in die Wildnis, bis wir zu einem Ort kamen, wo viele Steine und Felsen lagen. Wir hatten Befehl, leise zu gehen; denn der Ort war voller Schlangen. Dann sahen wir eine mächtige Riesenschlange. Der Buana nahm uns beiseite und flüsterte jedem etwas ins Ohr. Zu mir sagte er: ›Pack die Schlange am Kopf und heb sie hoch.‹ Er selbst wollte sie beim Schwanz nehmen, und die anderen, die nicht so stark waren, sollten sie in der Mitte fassen, vom Boden aufheben und ausstrecken. Huh! Und dann sagte er, wir müssten sie zu einem freien Platz tragen und sie dort in einen Sack stopfen. – Stell dir vor, Buana, wir krochen ganz leise an die Schlange heran. Plötzlich hob der Buana seine Hand. Ich tat einen Sprung und packte das Tier gerade hinter dem Kopf. Er fasste sie am Schwanz. Huh, und wie sie sich wehrte! Sand flog in alle Richtungen, die Männer wurden weggeschleudert. Der Buana hatte Mühe, den Schwanz in der Luft zu halten. Aber zu-

letzt brachten wir sie doch glücklich in den Sack. Ha! Das war eine Arbeit!« Simba schüttelte sich und rollte die Augen. »Nie darf man den Schwanz einer Schlange zu früh loslassen. Der Buana ließ zu früh los, und beinahe wäre ein Unglück geschehen. Aber zuletzt brachten wir es doch fertig. Und jetzt ist die Riesenschlange nach Europa geschickt worden.«

In diesem Augenblick schaute eine Krankenschwester zur Tür herein. »Buana!«, keuchte sie.

»Ja«, sagte ich, »ich weiß, wieder ein Baby. Schon recht, ich komme!«

»Buana«, meinte Simba, »deine Arbeit ist beinahe so aufregend wie das Schlangenfangen.«

»Kah«, antwortete ich, »wenn du so viele Schlangen fangen würdest, wie sie hier im Krankenhaus Babys kriegen, dann würdest du es auf achthundert in einem Jahr bringen!«

Als ich zwei Tage später in den Krankensaal trat, übergab man mir einen Brief. Darin stand: »Buana ist eingeladen, von der gebratenen Ziege zu essen, die von Simba, dem Schlangenfänger, gespendet wird.«

»Wann soll das Essen stattfinden?«

»Es wird zu der Stunde sein, in der die Sonne hinter dem Rand der Hügel versinkt«, erklärte Kefa, die Hand gerade vor sich ausstreckend.

»Gut, ich werde kommen«, nickte ich.

Als die Sonne sank, kleidete ich mich in lange Hosen und schlüpfte in meine langen Moskitostiefel aus Leder, die bis an die Knie reichen, und begab mich zum Krankenhaus.

Um das große Feuer ging es schon sehr lebhaft zu. Die Startkurbel meines Autos war an einem grünen Stock befestigt, und fleißig drehten hilfreiche Hände den Spieß mit der Ziege über dem Feuer. Der Schein der Flammen beleuchtete all die erwartungsvollen Gesichter. Die Pflegerinnen waren da und einige der Lehrerinnen aus der Schule; unter ihnen bemerkte ich Perisi. Sie trug das neue Kleid, das sie vom Schlangenjäger erhalten hatte. Ich ging zu ihr hinüber.

»*Mihanja* (guten Abend).«

»*Misaa*«, gab sie zur Antwort und lächelte; ein wirklich reizendes Lächeln.

»Perisi«, fragte ich, »hat es sich gelohnt, was du für Simba getan hast?«

»Ganz sicher, Buana, ich habe den Blutverlust kaum gespürt. Damals hoffte ich, wenn er nur am Leben bliebe, würde sich schon die Gelegenheit bieten, ihm zu helfen, das ewige Leben zu finden!«

Simba überwachte das Braten der Ziege, und sein vergnügtes Lachen steckte alle an.

Perisi lächelte: »Ist er nicht ein lustiger Junge! Du solltest seine Schlangengeschichten hören.«

Nun hoben sie das Fleisch vom Feuer, und Perisi lachte: »Wirklich, Buana, heute ist ein Freudentag! Hast du das Geschenk gesehen, das er mir mitgebracht hat?«

»Ja«, sagte ich, »Simba spricht seinen Dank nicht nur aus, er packt ihn auch noch in ein Paket.«

Jetzt kamen Daudi und Simba schnell herüber, um

mich zu begrüßen. Simba brachte einen dreibeinigen Schemel, den er vor mir hinstellte. Dann wurde eine große Schüssel Reis gebracht. Währenddessen hatte Daudi schon begonnen, die gebratene Ziege für die Gäste zu zerlegen.

»Bevor wir essen«, sagte ich, »lasst uns hier beim Schein des Feuers Gott danken. Simba, hast du Gott nicht für etwas zu danken?«

»Buana, ich will Gott nicht nur für dieses Fleisch, dieses Essen danken, sondern ich will ihm auch für mein Leben danken, das hier in diesem Krankenhaus gerettet wurde. Und nicht nur für dieses Leben, das vergeht, wenn mein Körper stirbt, sondern auch für das Leben, das ewig dauert, *sunga ku myaka ne cibilita*, Jahre um Jahre ohne Ende.«

Wir neigten unsere Köpfe. Wir dankten Gott, und dann machten wir uns ans Essen. Eine Weile ging es ziemlich schweigsam zu. Jeder war zu beschäftigt, um zu sprechen, aber hin und wieder wurde ein Scherz gemacht. Und alle lachten, als die dickste der Pflegerinnen sich die Finger verbrannte, als sie versuchte, ein größeres Stück zu erwischen, als ihr zu stand.

»Buana«, sagte Daudi, »wir möchten gerne von Simba hören, wie er die *nsoka sono sikufunja* fängt, die spuckende Schlange.«

»Die Kobra, nicht wahr?«, fragte ich auf Englisch. Daudi nickte. Auf Kigogo bat ich Simba:

»Erzähl uns doch, wie du die spuckende Schlange fangen kannst.«

Eine Handvoll dürres Holz wurde auf die Glut gelegt, und im hellen Schein der auflodernden Flammen stand Simba auf und erzählte.

»Buana, du kennst meinen Schlangenstock hier. Siehst du nun eine Schlange, so setzt du einfach schnell den Stock so über das Genick des Tieres, dass der Kopf vom gabeligen Ende festgehalten wird.«

»Kumbe?«, fragte ich, »und die Schlange wartet geduldig darauf?«

Seine Augen rollten, und ihr Weiß leuchtete aus seiner schwarzen Haut. »Ach, Buana, das ist nicht so einfach! Siehst du, wir sind drei Mann. Wenn die Schlange so am Hals gefangen ist, dann sträubt und windet sich der Körper mit einer unheimlichen Kraft. Drückst du dann den Stock mit aller Macht auf den Boden, schreit schon der Buana: ›Töte die Schlange nicht, töte sie ja nicht! Sanft! Sanft!‹ Und dann kommt er mit einer Schlinge aus starker Schnur. Die legt er um den Kopf der Schlange und zieht langsam zu. Kah, Buana, dann packt er sie hinter dem Kopf, und wir lösen die Schlinge.«

»Kah!«, staunte ich, »aber wehrt sie sich denn nicht?«

»Hoh, und wie sie sich wehrt!« Simbas Augenbrauen berührten fast den Ansatz seiner Haare. »Aber wenn du die Schlange einmal festhältst, mit der einen Hand am Genick, mit der anderen in der Mitte des langen Körpers, dann hast du sie in der Gewalt.«

Plötzlich wandte sich Simba an mich: »Buana, erzähl du uns nun eine Schlangengeschichte.«

Ich hatte die Bitte erwartet, und so sagte ich: »Möchtet ihr die Geschichte des indischen Schlangenzählers hören und von der Schlange, die er ganz klein gefangen hatte?«

Ein Chor von begeisterten Ausrufen in drei verschiedenen Sprachen ertönte von allen, die um das Feuer herum kauerten.

»Es war eine jener großen Schlangen, die nicht beißen, die aber eine ungeheure Kraft in ihrem Körper haben und ganze Ziegen erdrücken und verschlingen können.«

»Kah«, sagte Simba, »von der Sorte haben wir auch schon viele gefangen.«

»Nun, dieser Schlangenzähler fing die Schlange, als sie noch klein war. Er zähmte sie, richtete sie ab und brachte ihr zuerst bei, sich um seine Hand zu winden. Er blies ihr auf einer Pfeife, einer Art Flöte, seltsame Töne vor, und sie schwenkte ihren Kopf im Takt dazu hin und her.

Die Schlange wurde größer, und bald brachte er ihr bei, sich um seinen ganzen Arm zu winden und den Kopf zu den seltsamen Melodien der Musik rhythmisch zu bewegen. Als sie heranwuchs, wand sie sich auch um sein Bein, und immer noch ließ sie sich durch die Flötentöne beruhigen.

Dann war sie groß geworden, und er ließ sie sich um seinen Körper wickeln, den sie schon zur Hälfte bedeckte, aber immer noch war sie der Pfeife gehorsam. Stellt euch das vor, so zahm war sie! Als sie ausgewachsen war, umwand sie den Inder ganz und gar,

und andere mussten die Flöte spielen, die sie in Bann hielt.

Viele Leute kamen herbei, um das zu sehen. Sie gaben ihm sogar Geld dafür. Manche sagten: ›Kumbe, das ist doch bewundernswürdig.« Und wenn der Mann das hörte, meinte er: ›Das ist nicht weiter zu bewundern; die Schlange ist doch zahm. Ich hatte sie schon, als sie noch klein war. Sie ist mir gehorsam.« Und dann wollte der Inder den Zuschauern noch mehr Sensationen bieten, um noch mehr Geld zu verdienen. Deshalb schrie und kreischte er, wenn die Schlange ihn so umwunden hatte, als ob sie ihn erdrücken würde. Die Zuschauer waren begeistert. Sie fanden die Vorstellung fabelhaft und gaben ihm mehr Geld dafür. Noch immer lächelte der Mann im Stillen und fand nichts dabei. Die Schlange hörte ja auf ihn, sie gehorchte der Flötenmusik, und wenn er leise piff, kroch sie zurück in ihren Korb.

Eines Tages ertönte die Flöte wieder, und die Schlange kam aus ihrem Korb heraus. Sachte ringelte sie sich um den Mann, bis er ganz bedeckt war. Dann fing er an zu schreien, und die Leute klatschten Beifall und fanden die Vorstellung ausgezeichnet. Aber der Mann schrie immer stärker, und die Leute, die zusahen, bekamen Angst, denn sie bemerkten, dass die Schlange den Tönen der Flöte und dem Pfeifen des Mannes nicht mehr gehorchte.

Nun war der Mann tot. Er, der die Schlange für sein Spielzeug, für seine Sklavin gehalten hatte. Sie

hatte ihn durch ihre Kraft getötet, die er ganz in seiner Gewalt glaubte.«

Die Flammen waren jetzt heruntergebrannt. Die Männer und Frauen starrten in die Glut. »Seht«, sagte ich, »die Schlange hieß Sünde. Anfangs war sie winzig klein, doch dann wuchs sie. Sie war das Spielzeug des Menschen, sie gehorchte ihm – so dachte er. Er glaubte, er habe Gewalt über sie. – Aber ...«

Der Pfeil

Das Fest war vorüber. Das Feuer, an dem die Ziege gebraten worden war, war nur noch ein Häuflein Glut in der Asche. Von da, wo ich stand, konnte ich die Nachtwächter sehen, die mit ihren Sturmlaternen durch das Krankenhaus gingen. Über das Dach des Operationssaales hinweg erkannte ich die weiten, hell schimmernden Ebenen Tanganjikas, auf denen die dunklen Schatten der Hügel und Wälder ruhten.

»Buana«, sagte eine Stimme hinter mir. Ich wandte mich nicht um, denn im Mondschein sah ich neben mir den Schatten eines großen Mannes, der sich gegen seinen Jagdspeer lehnte. Der Schatten war riesig, aber ich hatte gleich erkannt, wer es war.

»Nun, Simba, mein Freund, was fehlt dir? Hast du zu viel Ziegenfleisch gegessen? Oder spürst du Schmerzen in deinem Bein, was gut sein könnte, wenn ein Gewitter heraufzieht. Oder schmerzen deine Augen wieder, sodass du von den schwarzen Augentropfen brauchst?«

»Buana«, sagte der Afrikaner sehr ruhig, »der Schmerz ist nicht im Körper, nein, er ist irgendwo hier in meinem Innern.« Und er legte seine große Hand mitten auf die Brust.

»Du«, sagte ich, »ich glaube, das sind die Ziegenkoteletts, die du gegessen hast. Wahrscheinlich hast

du dir den Magen verdorben und brauchst unsere weiße Medizin.«

»Kah, Buana, mein Magen verträgt mehr als Ziegenfleisch, sogar Zebrafleisch hat mir nicht geschadet. Buana, ich weiß nicht, was ich tun soll.« Er lehnte auf seinem Speer und schüttelte niedergeschlagen den Kopf.

»Sag mir, Simba, bist du am Ende nicht glücklich in deinem Herzen? Schon einmal hast du mir gegenüber so gesprochen, dort drüben bei der Apotheke. Du hattest Bedenken, ob Gott sich wirklich um dich kümmern könnte, da er so viel zu denken und so unendlich viel zu tun habe.«

Der Afrikaner schüttelte wieder seinen Kopf. »Buana – das verstehe ich nun sehr gut. Und gerade weil ich es verstehe, weiß ich nicht, was ich tun soll.«

»Komm, wir gehen in mein Haus, wo uns die Moskitos nichts anhaben können; dort kannst du mir alles erzählen.«

Er folgte mir auf dem schmalen Pfad, der uns zum Haus führte. Ich stellte die Sturmlaterne auf den Schreibtisch und zog für meinen Gast einen dreibeinigen Schemel heran.

»Simba, bevor du an all die Schwierigkeiten und Probleme denkst, die dich quälen, wäre es gut, wenn du Gott um seinen Beistand und seine Führung bitten würdest. Ich bete oft: ›O Herr, erhalte meinen Fuß auf deinen Wegen, damit ich sicher gehen kann.««

Still beugten wir uns im Gebet. Dann sagte Simba:

»Siehst du, Buana, in der Zeit, bevor ich dich kannte, hatte ich eine Frau. Sie hieß Matata. Sie kochte mein Essen und half mir im Garten, aber sie machte viele Worte. Wenn ich auf Jagd ging, beklagte sie sich. Wenn ich zu Hause blieb, war sie auch nicht zufrieden. Wirklich, Buana, es war keine Freude mehr in meinem Leben, bei ihrem ständigen Klagen und den vielen Worten. Ach, ich war unglücklich. Dann ging sie, um ihre Verwandten zu besuchen, die dort drüben wohnen.« Er wies mit dem Kinn nach Westen. »Sie war zehn Tage fort, als die Nachricht kam, sie habe die stechende Krankheit.«

Ich wusste, dass er damit eine Brustfellentzündung meinte.

»Ich machte mich auf die Reise, Tag und Nacht durch den Dschungel, ohne zu rasten. Aber die Krankheit überwältigte sie. Ich kam gerade rechtzeitig, um ihr Lebewohl zu sagen, bevor sie ihre letzte, große Reise antrat.«

Er setzte sich einen Augenblick. In der Ferne konnte ich den eintönigen Gesang der Schwarzen und den eigenartigen Rhythmus ihrer Trommeln hören. Ganz in der Nähe heulte eine Hyäne.

Simba fuhr fort: »In der letzten Zeit fühle ich mich so einsam, und ich frage mich, ob ich nicht wieder heiraten soll? Aber, wenn ich heirate, soll es dann wieder eine Frau mit so vielen Worten wie Matata sein? Was soll ich tun, Buana? Meine Gedanken gehen im

Kreis. Ach, meine Gedanken sind voller Wolken und Nebel, und ich weiß nicht, was ich tun soll.«

Ich nickte. »Aber, Simba, bist du denn mit dir wirklich so ganz im Unklaren?«

»Buana«, sagte er und sah aus, als wisse er nicht recht, wohin mit seinen Händen. »Es ist alles anders jetzt. Ich habe Matata geheiratet, weil ich eine Frau brauchte, die mir das Essen machte und das Haus in Ordnung hielt. Weißt du, sie hatte starke Schultern und brachte viel Feuerholz aus dem Wald für ihre Küche. Sie konnte auch den Garten besorgen. Meine Verwandten sagten, sie werde eine gute Frau für mich sein. – Aber Buana, siehst du, heute ist alles anders. – Ich – ich –« Seine Arme fuhren unbestimmt durch die Luft, und dann legte er wieder seine Hand auf die Brust.

»Simba«, sagte ich, »wenn du den Blitz siehst, dann weißt du, was nachher kommt ...«

»Der Donner, Buana.«

»Und wenn du siehst, dass der Affenbrotbaum ausschlägt, dann weißt du, dass ...«

»Dass die großen Regen kommen.«

»Richtig«, bemerkte ich. »Und so habe ich in den vergangenen Tagen auch meine Augen gebraucht! Glaubst du, ich hätte nicht gesehen, dass sich etwas in deinem Herzen regt? Habe ich es nicht schon damals gesehen, als du vor einem Jahr im Krankenhaus lagst, als Perisi mit ihrem Blut dein Leben rettete?«

»Wirklich, Buana, ich habe zuerst nicht verstanden, warum sie es tat. Doch dann sah ich, dass sie die

Liebe Gottes im Herzen hatte. Buana, wo auch immer ich unterwegs war, im Dschungel, auf der Reise, wenn ich nachts am Feuer saß, immer wieder verlangte mein Herz nach Perisi! Ich suche eine Frau, die mir nicht nur das Essen kocht. Buana, ich suche jemanden ...« Hilflös schaute er mich an. »Ich kann keine Worte dafür finden.«

»Simba, Gottes Buch sagt: ›Wandern wohl zwei Menschen miteinander, ohne dass sie übereingekommen sind?‹«

Simba nickte. »Gilt das nicht nur denen, die seinen Weg beschreiten?«

»Sicherlich«, antwortete ich ihm, »wie können Leute, die zusammen leben, glücklich sein, wenn jeder seinen eigenen Weg gehen will? Sagt nicht die Bibel auch: ›Zieht nicht mit Ungläubigen am gleichen Joch!‹? Siehst du, Gott warnt uns davor, unser Leben mit dem eines anderen Menschen zu verbinden, der nicht auf Gottes Wegen geht.«

»Ja, Buana, das sind weise Worte«, sagte Simba.

»Es sind weise Worte, und mehr noch – es sind Befehle für alle, die den Weg von Jesus Christus gehen wollen. Die aber, die nach ihren eigenen Vorstellungen handeln, ohne auf Gottes Worte zu hören, werden ihr Leben lang viele Schwierigkeiten haben.«

»Ja«, sagte Simba, »ich weiß, Buana. Damals, als ich bei Matatas Vater um ihre Hand bat, hatte ich nicht die geringste Angst. Jetzt aber zittert mir das Herz, und meine Knie sind schwach. Eeeh!«

»Kumbe«, sage ich munter, »du stehst doch sonst auch nicht da und wartest, bis der Löwe dich anspringt! Wäre es nicht besser, wenn du gleich hingingst, um mit ihren Verwandten zu sprechen und zu erfahren, welchen Preis sie für das Mädchen wollen?«

»Buana, das ist bei uns nicht Brauch. Daudi hat es für mich getan. Ihr Vater sagt, er wolle dreißig Kühe. Aber Buana, ich habe ja nur zehn Kühe!«

»Aber du kannst Geld verdienen und dir dann mehr Kühe kaufen. Warum gehst du nicht, um mit Perisi zu sprechen? Wäre es nicht das Beste, zuerst einmal zu erfahren, ob sie deine Frau werden will? Vielleicht ist das auch nicht euer Brauch. Aber es ist der Weg, den das Herz einschlägt.«

»Buana, mein Herz verlangt schon nach Perisi, aber das kann ich ihr nicht sagen. Meine Zunge wird sich nicht bewegen. Ich habe sie heute Abend gesehen, aber ich fand keine Worte. Es ist viel leichter, mit dem Speer ein wildes Tier zu jagen oder eine Schlange mit meinem gegabelten Stock zu fangen. Das, Buana, ist eine Tat, aber ...«

In diesem Augenblick drang ein entsetzter Schrei an unser Ohr.

»Buana, komm schnell, eine Schlange ist in der Schule, im Schlafraum der ganz Kleinen.«

»Simba«, rief ich aufspringend, »das ist der Raum, in dem Perisi die ganz kleinen Kinder betreut. Da ist Gelegenheit zu einer Tat! Lauf!«

Selten habe ich jemanden so schnell rennen sehen.

Simba hatte wohl zwanzig Meter Vorsprung. Wie ein Blitz verschwand er in dem großen Raum, wo die kleinen afrikanischen Mädchen sich zitternd unter ihre Decken verkrochen hatten. Es verging keine Minute, bis die Kobra tot war.

»Kah«, keuchte Simba, »Kinder, ihr braucht keine Angst mehr zu haben, die Schlange ist bei ihren Vorfahren.«

»Danke, Buana!«, sagte eine Stimme neben der Tür.

Ich sah, dass es Perisi war.

»Nicht mir musst du danken. Es ist mein Freund hier, der Schlangentöter, der Mann mit dem Löwen, der es war. Und schau, Perisi, er möchte ein paar Worte mit dir sprechen. Ich werde draußen auf der Veranda warten, während er mit dir redet.«

Simba hielt die Schlange mit seinem Stock empor. Er zögerte einen Moment, dann warf er sie hinaus in den Garten. Jetzt sprach er leise mit dem Mädchen.

Ich ging auf der Veranda auf und ab. Nach einer Weile sah ich Perisi sich abwenden, zurück in den Raum gehen und die Tür schließen. Simba nahm seinen Speer auf, schwang sich über die Steinbrüstung und rannte auf das Dorf zu.

Ich lief hinaus. »Hei, Simba! Was ist los? Was hat sie gesagt?« Aber er verschwand, und ich stand allein in der Dunkelheit.

Simba hat ein Ziel

Daudi half mir, die großen Medizinflaschen zum Krankenhaus zu tragen. Wir waren beide schwer beladen.

Da stellte er plötzlich eine der mächtigen Flaschen auf den Boden und sagte: »Buana, da kommt unser Freund Simba. Es sieht aus, als habe er eine wichtige Nachricht.«

»So!«, sagte ich. »Ha, der alte Simba hat wohl einen Löwenmut; aber die Furcht ist in sein Herz gekrochen, seit ...«

Daudi nickte und zuckte die Achseln.

»In unserem Land ist es nicht üblich, dass ein Mann seine Frau liebt. Sie soll für ihn Köchin, Gärtnerin und Kinderhüterin sein. Das ist alles! Aber bei Simba ist es anders. Er ist verliebt, und wie!«

»Vor drei Tagen kam er mit mir zur Mädchenschule und tötete dort eine Schlange. Da ich wusste, dass er mit Perisi sprechen wollte, richtete ich es so ein, dass sie zusammenkamen. Aber schon nach einem kurzen Gespräch lief sie zurück ins Haus und schloss die Tür. Er rannte davon, als sei der ganze Dschungel hinter ihm her. Ich rief: ›Halt! Halt!‹, denn ich dachte, etwas Schlimmes sei passiert.«

Daudi lachte. »Buana, Setschelela, unsere alte Hausmutter im Krankenhaus ist sehr klug. Sie versteht etwas von diesen Dingen. Sie hat Perisi zu sich

gerufen und mit ihr gesprochen. Siehst du, auch in das Mädchen ist die Unruhe gefahren, sie seufzt und hat keinen Appetit mehr. Sie sagt, ihr Herz rufe seit Tagen; es rufe nach Simba.«

»Still, Daudi, da kommt er! Wir wollen hören, was er uns zu erzählen hat.«

Ich wandte mich an den Jäger: »Du bist ja ein netter Kerl! Was war denn los mit dir an jenem Abend, dass du so davonranntest, ohne mir zu berichten, was geschehen war?«

»Kah«, sagte Simba. »Manche Leute sagen freieraus, was sie denken; andere reden in Sprichwörtern. Ich musste nachdenken, Buana, darum rannte ich in den Urwald.«

»So«, meinte ich, »also hat sie dir etwas gesagt, das nicht ein ›Nein‹ war?«

»Ja, Buana, genauso war es. Sie hörte sich meine Worte an. Ach, Buana, meine Worte kamen so langsam und schwerfällig! Als ich fertig war, wandte sie sich zu mir und sagte: ›Wenn ich meine Maiskörner in den Garten säe, dann habe ich keine Maiskolben zum Rösten, denn die Pflänzchen sind noch klein und grün.‹ Das sagte sie, Buana, und dann ging sie ins Haus und schloss die Tür. Ich rannte in den Wald und musste darüber nachdenken.«

»Kah«, sagte Daudi. »Sicher hast du den Sinn ihrer Worte verstanden.«

»Ach«, seufzte Simba, »sie können sehr viel bedeuten.«

»Buana«, erklärte Daudi, »sie hat auf afrikanische

Weise sagen wollen, dass sie sicher sein möchte, ob Simba echten Glauben hat. Es ist ja noch nicht sehr lange her, seit er Christ geworden ist, und er hat noch sehr wenig für Gott getan. Wie soll sie wissen, ob sie nicht in Schwierigkeiten gerät, wenn sie Simba heiratet.«

»Kah«, sagte Simba, »aber was kann ich denn tun?«

»Hör zu, Simba«, begann ich, »jenseits des Dorfes, wo du den Löwen erlegt hast, ist ein Dorf, in dem der Zauberdoktor sein Unwesen treibt. Noch nie sind Kranke von dort in unser Krankenhaus gekommen: Kinder erblinden, Säuglinge sterben, Menschen leiden.«

»Kah, Buana, das ist wahr«, bestätigte Daudi. »Wir nennen es Makali, den Ort des Schreckens.«

»Schau, Simba, das ist das Dorf, wo ich eine Schule und eine Außenstation unseres Krankenhauses gründen möchte. Es ...«

»Hongo, Buana, aber wer sollte dorthin gehen? Es wäre viel zu gefährlich. Ein Fluch würde über den Fremden kommen, der sich in Makali niederlässt. Huh, denn dort besitzt *Schaitani*, der Teufel, große Macht.«

»Du, Simba, könntest hingehen.«

»Ich, Buana, aber ...«

»Du hattest keine Angst vor dem Löwen und der Riesenschlange. Fürchtest du dich vor den Leuten deines eigenen Stammes?«

Simba schüttelte zweifelnd den Kopf. »Buana, ich

bin ein Jäger, aber kein Lehrer. Wie könnte ich so etwas tun?«

»Wenn du Erdnüsse pflanzen willst, bearbeitest du zuerst den Boden, bevor du den Samen hineinlegst. Der wächst still unter der Erde. Seine Blätter haben die Farbe des Grases. Niemand wird sie beachten, bis sich zwischen den Wurzeln die Früchte bilden ... Verstehst du?«

Simba runzelte die Stirn. »Nicht so recht, Buana.«

»Kumbe«, sagte Daudi, »so meint er das: Du sollst nach Makali gehen, dort dein Haus bauen und in diesem Teufelsdorf in Gottesfurcht leben. So kannst du den Weg bereiten für einen Lehrer, der ...«

»Aber Buana, das hat mit Perisi nichts zu tun!«

»So, meinst du? Was ist denn ihr Beruf?«

»Buana, sie ist Lehrerin ... Ach so, jetzt verstehe ich.« Er schlug die Hände zusammen und rollte die Augen. »Kah, das ist wirklich eine glänzende Idee.«

»Bau dein Haus, sei Jäger, fange Leoparden und Schlangen, verkaufe ihre Häute, damit du Kühe kaufen kannst. Und lebe das Leben eines Christen. Erzähle auch von den Leuten, die im Krankenhaus ihre Krankheiten verloren haben.«

»Hongo, Buana, ich verstehe. Die Kinder werden kommen, um die Häute und Felle der Tiere zu sehen, die ich als Jäger erlegt habe. Ich werde ihnen Geschichten erzählen von der Jagd und von Tieren, aber auch Geschichten von Gott.«

»So meine ich das – und führe dabei ein christliches Leben. Wach über deine Worte, deine Taten

und Gedanken. Vergiss nicht: Als du mit dem Löwen gekämpft hast, hast du es allein getan; in diesem Kampf hast du Gott als Führer!«

Daudi blätterte im Neuen Testament in der Kigogo-Sprache. »Da sind die Worte, Simba: ›Alles vermag ich in dem, der mich stark macht, Christus.‹ Nimm diese Worte und beweise, dass du zu ihm gehörst.«

Simba nahm seinen Speer und seine *cifuko* – eine Art Stofftasche, die seine Habseligkeiten enthielt.

»Ich gehe jetzt, Buana. Joh!«

»Kumbe!«, rief Daudi, »willst du nicht einen Tag bleiben und alles planen?«

Simba schüttelte den Kopf. »Ich gehe jetzt. Die Zeit eilt und –« Er legte die Hand auf seine Brust und lachte treuherzig.

»Komm ins Krankenhaus, Simba«, sagte ich. »Ich will dir noch Augentropfen und schmerzstillende Pillen geben. Sie werden dir nützlich sein.«

Bald war eine Flasche Aspirin und eine andere mit schwarzen Augentropfen in Simbas *cifuko* gepackt.

»Buana«, sagte er, als wir uns die Hände schüttelten, »sag Perisi, dass der Same gesät worden ist, dass er aber begossen werden müsse.« Dann ging er seinen Weg mit sicheren Schritten.

»Er meint damit, dass Perisi für ihn beten soll«, sagte Daudi leise.

Heftpflaster

Daudi flüsterte mir zu: »Buana, draußen ist ein Mann, der den weiten Weg von Makali herkommt, wo Simba seine Arbeit begonnen hat. Das ist sein erster Patient. Bedenke, Buana, dieser Mann, Moto, ist Häuptling und deshalb sehr einflussreich. Ich will hier mit den Untersuchungen fortfahren, während du mit ihm sprichst. Er steht draußen vor der Tür deines Büros. Es wäre ein guter Anfang, wenn wir ihn von seinem Leiden befreien könnten. Das würde Simba in seiner Arbeit sehr helfen.«

Ich nickte und übergab Daudi mein Stethoskop. »Du übernimmst meine Arbeit hier. Ich werde bald zurück sein.«

Vor meiner Bürotür stand ein großer Afrikaner mit schmerzverzogenem Gesicht.

»*Mbukua!*«, sagte ich, meine beiden Hände ausstreckend, um ihn nach afrikanischer Sitte zu begrüßen. Er nahm sie beide, und dann erzählte er mir seine Geschichte, wie ich sie von anderen schon so oft gehört hatte. Es war die Geschichte des Mannes, der sich bei der Feldarbeit mit der Hacke an das Schienbein geschlagen hatte. Aus der Quetschung wurde eine Wunde, aus der Wunde ein Geschwür. Nur zu gut wusste ich, was dann folgte, ohne dass er es erwähnte. Dann kam nämlich der Zauberdoktor mit seinen verschiedenen Salben, die meistens aus Kuh-

dung hergestellt waren; das Geschwür griff immer weiter um sich und war oft sehr schmerzhaft. Das war die Krankengeschichte des Mannes, der vor mir stand.

»Kah, Buana«, sagte er, »es schmerzt beim Gehen, es schmerzt beim Sitzen, es schmerzt beim Liegen. Tag und Nacht klopft und sticht es. Kah, Buana, es ist keine Freude mehr im Leben mit einem Geschwür. Hast du Medizin, die helfen kann? Simba sagte, hier im Krankenhaus seien Geschwüre eine Kleinigkeit.«

»Großer Häuptling, so ist es. Wir haben starke Medizin gegen Geschwüre. Komm mit mir in das Zimmer, wo wir Geschwüre behandeln.«

Er folgte mir zum Verbandszimmer, wo der Tisch mit Salben und Verbandstoffen beladen war. Kefa war gerade mit Aufräumen beschäftigt, nach einem arbeitsreichen Morgen. Ich gab ihm Anordnung, das Bein zu baden, die Wunde zu säubern und mich zu rufen, wenn alles bereit sei. Das Geschwür sah sehr schlimm aus.

»Kah«, sagte der Pfleger. »Pfui, das ist keine angenehme Sache, weder für die Augen noch für die Nase.«

»Glaubst du, das wüsste ich nicht?«, meinte der Häuptling betrübt. »Ist es nicht an meinem eigenen Bein?«

Ich ging in die Apotheke und mischte ein Pulver, brachte es zurück und sagte dem Häuptling, er solle die Zunge herausstrecken, damit ich ihm das Pulver darauf streuen konnte. Dann gaben wir ihm Wasser

in einer Kürbisflasche. Er trank das schmerzstillende Pulver mit grässlich verzogenem Gesicht.

»Puh, Buana, was ist das für eine Medizin? Sie ist bitter wie Salz.« Und er schüttelte sich.

»Sie wird aber deine Schmerzen stillen. So, jetzt wollen wir nach deinem Bein sehen.«

Sorgfältig legte ich einen Verband auf die offene Wunde, die die Größe meiner Handfläche hatte.

Dann ging ich an einen besonderen Schrank, von dem ich den Schlüssel bei mir trug, und entnahm ihm eine Rolle Heftpflaster. Ich hätte wohl jedes Jahr einen Zentner davon für unsere Krankenhausarbeit verbrauchen können, aber mir standen nur drei Rollen zur Verfügung. Ich wandte mich an den Häuptling.

»Hör zu, dies ist eine ganz besondere Art Verband. Er klebt ganz von selbst, hält die Fliegen ab und entzündet die Haut nicht. Du kannst ihn drei Wochen lang auf deinem Geschwür lassen, und währenddessen wird es heilen. Aber merk dir, du darfst den Verband nicht abnehmen.«

»Nun ja«, sagte der Afrikaner, »aber wie kann ich dann wissen, wie es steht, ob es wirklich besser wird?«

»Du musst es mir einfach glauben. Ich habe es doch schon viele Male ausprobiert.«

Moto nickte mit dem Kopf. Aber er war nicht überzeugt. Bald darauf sah ich ihn heimwärts gehen; in der Hand hielt er den Zipfel seines Lendentuches, in den ich ihm zwölf Aspirin-tabletten geknüpft hatte.

»Hoh, Buana«, sagte Kefa, »das ist einer, der deine Anordnungen nicht befolgen wird. Du wirst es sehen!«

Und wirklich, Kefa hatte recht.

Es war etwa eine Woche später, als Daudi in die Poliklinik kam, diesmal mit einem breiten Lachen auf dem Gesicht.

»Buana, es ist gut, dass es zwei Türen zu diesem Raum gibt. Nämlich vor dieser Tür«, und er wies mit dem Kinn darauf hin, »steht der Mann, dem du das Bein mit Heftpflaster verbunden hast, und vor jener Tür«, und mit dem Kinn wies er in die entgegengesetzte Richtung, »ist Simba. Der hat gelacht, Buana, bis ihm die Rippen wehtaten. Er möchte mit dir sprechen.«

»Gut, ich werde ihn gleich sehen.«

Ich ging hinaus. Da stand Simba und sah aus, als könne er seine Geschichte nicht länger zurückhalten.

Nach der üblichen Begrüßung sagte er: »Buana, ich habe Bauchschmerzen vor Lachen, wenn ich nur an Moto denke! Ich hatte ihm erzählt, wie du hier im Krankenhaus Geschwüre heilst. Er kam zurück und sagte, alle meine Worte seien wahr. Du hättest ihm gegen die Schmerzen eine starke Medizin gegeben, dann auf die Wunde eine schwarze Salbe gestrichen und das Bein mit einem Tuch verbunden, das ganz von selbst hält. Buana, er war vier Tage lang voll Lob über dich, und dann beschloss er, nachzusehen, wie es mit dem Geschwür stehe.«

Ich blickte zu Daudi hinüber und lächelte; das hatten wir mit anderen auch schon erlebt.

»Dann, Buana«, fuhr Simba fort, »versuchte er das Pflaster zur Seite zu schieben, um sehen zu können. Aber das Pflaster gab nicht nach. Da nahm er das Ende des Pflasters und zog es hoch. Es löste sich gut, aber dann klebte es zusammen. Je mehr er versuchte, es wieder in Ordnung zu bringen, desto schlimmer verwickelte und verklebte es sich, denn er hat nicht gerade die geschicktesten Finger. Bald merkte er, dass er dein kostbares Pflaster verdorben hatte, und so beschloss er, es ganz wegzunehmen. Aber, Buana, das hättest du hören sollen: ›Jah, jah, jah«, schrie er, denn das Pflaster klebte an den Härchen. ›Komm«, sagte ich, ›sei ein Mann und zieh es weg. Du bist ein starker Mann und machst einen Lärm wie ein kleines Kind.« Dann zog er es plötzlich weg, mit einem Ruck. Huh, Buana, und wie er schrie! Dann saß er da und stöhnte. Das Geschwür sah noch genauso aus wie vorher.

›Kah«, sagte er, ›die Medizin des Buana hat ja gar nichts genützt.«

›Halt«, sagte ich, ›nimmst du das Amulett, das dir der Zauberdoktor um den Hals hängt, nach vier Tagen wieder ab? Oder lässt du es hängen?«

›Kah«, gab er zu, ›ich lasse es hängen.«

›Gut, und warum reißt du Buanas schönes Pflaster weg von deinem Bein? Hat Buana dir nicht gesagt, dass du gerade das nicht tun solltest?«

›Ja, das sagte er, aber ich musste doch nachsehen!«

›Hongo‹, sagte ich, ›und wenn nun dein Geschwür schlimmer wird, liegt es dann an Buanas Medizin oder an deiner Ungeduld?‹

Hei, Buana, ich habe mit starken Worten zu ihm gesprochen. Schau, er ist selbst gekommen.«

Zufällig hatte ich an jenem Tag ein Paket erhalten, das in Cellophan eingewickelt war. Ich hatte im Sinn gehabt, meinen Heftpflastervorrat darin einzupacken, und hatte es zu diesem Zweck ins Krankenhaus gebracht und sterilisiert. Jetzt kam mir eine Idee, wie ich es in diesem Fall verwenden könnte.

Zuerst hörte ich mir die lange Geschichte von Moto an, die nicht gerade sehr wahrheitsgetreu war, aber sehr dramatisch ausfiel. Als er damit fertig war, fragte ich ihn: »Sag mir, als du das Pflaster wegzogst, war da der Schmerz besser?«

»Buana, ich spürte keine Schmerzen.«

»So«, bemerkte ich und zupfte ein paar Härchen aus seinem Bein.

»Jah«, rief er, »das tut weh, natürlich tut das weh!«

»So, und tat es denn nicht weh, als du mit dem Pflaster die Härchen ausgerissen hast?«

»Buana, ich – eh – ich – siehst du – ich – eh ...«

Er war ganz verwirrt. Ich lachte ihm ins Gesicht.

»Nun denn, wenn ich dich jetzt weiterbehandle, so musst du mir versprechen, dass du meine Worte befolgen wirst. Versprich es! Ohne Gehorchen keine weitere Behandlung!«

»Buana, ich will gerne alles tun, was du be-
fiehlst.«

»Gut«, sagte ich.

Ich nahm ein Stück Cellophan und bedeckte da-
mit das Geschwür.

»Da kannst du nun durchgucken, oder?«

»Hei, Buana!«, nickte er beifällig.

Unter- und oberhalb des Cellophans klebte ich
einen Streifen Heftpflaster.

»Kah«, rief er aus, »das ist große Weisheit. Ich
kann das Geschwür sehen, ich kann die Medizin
sehen, und doch können die *dudu* (Insekten) nicht
an die Wunde!«

»Gut, und in drei Wochen kommst du zurück.«

Er nickte. Ich ging aus dem Zimmer und traf drau-
ßen Simba. Ich nahm ihn beiseite.

»Hast du gesehen, was passiert ist? Moto, der
nicht auf meine Anweisungen hören wollte, kam in
Schwierigkeiten.«

»Hei, Buana, und wie!«

»Simba«, sagte ich, »dir wird es auch so gehen.«

»Kah – wieso, Buana?«

»Es wird dir und mir und jedem so gehen, der
nicht auf Gottes Wort hört.«

Simba nickte still.

»Hör, mein Freund. Ich will dir die Worte sa-
gen, die Jesus selbst zu einem jungen Mann sprach,
der zu ihm kam, um ihn zu fragen, was er tun solle,
um das ewige Leben zu erlangen: ›Du sollst Gott,
deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von

ganzer Seele, von allen Kräften und mit ganzem Gemüt.«

Simba nickte wieder. »Buana, ich habe das vor ein paar Tagen gelesen. Und weiter sagte Jesus: ›Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.«

»Wahrhaftig, das sind Gottes Befehle an seine Kinder. Und sie gelten auch für Makali, das Dorf, in dem du arbeitest. Es wird so sein, dass du dort nicht nur für Gott arbeitest, aber wenn du vor allem versuchst, seinen Willen zu tun, und nach seinem Reich trachtest, dann wird dir auch alles andere zufallen, wenn es so Gottes Beschluss ist.«

»Kumbe, Buana«, sagte Simba. »Ich verstehe. Es ist besser, Gott zu vertrauen, als ungeduldig zu werden und das Pflaster wegzureißen, um zu sehen, was vor sich geht.«

Er wandte sich zum Gehen. Ich legte meine Hand auf seine nackte Schulter.

»Vergiss nicht, Löwenjäger, wenn Gott will, dass die Dinge schneller gehen, so wird er es auch so geschehen lassen.«

Verzweiflung und Krankheit

Setschelela legte den Säugling wieder in sein Bettchen zurück und zeigte mit dem Kinn zur Waage hinüber, auf der die Kleinen gewogen werden.

»Dort liegt ein Brief für dich, der heute Morgen von der Schule herübergeschickt wurde.«

Ich riss den Umschlag auf, der mit einer schönen Handschrift adressiert war. Nachdem ich ihn gelesen hatte, wandte ich mich mit einem Lächeln an Setschelela:

»Setschi, der Brief ist von Perisi.«

»Kumbe«, sagte die alte Hausmutter unseres Krankenhauses, »was schreibt sie denn?«

»Sie sagt, sie möchte gerne ins Krankenhaus kommen, um Kinderpflege zu lernen, damit sie weiß, wie man mit Säuglingen umgeht.«

Setschelela nickte. »Buana, das habe ich seit Langem kommen sehen. Ich sage dir, Perisi ist ein kluges Mädchen und hat gute Gedanken. Sie ist jetzt einige Jahre zur Schule gegangen. Ich erinnere mich, wie ihr Vater, damals nach dem Tod der Mutter, fürchtete, sie würde sterben. Seine Frau war meine Freundin. Er legte mir das Kind in die Arme, und ich brachte es in die Missionsschule.«

»Wie alt war sie denn damals?«

»Vielleicht fünf Jahre. Sie hatte eine heftige Malaria. So gaben wir ihr Chinin und bekämpften das

Fieber. Ihr Vater ging auf eine lange Reise an die Küste und ließ sie zurück. In der Schule erhielt sie Nahrung und Kleidung und durfte die Schule besuchen. Aber, Buana, jetzt, da Perisi heiratsfähig wird, ist ihr Vater zurückgekommen und verlangt, dass das Mädchen wieder in seinem Haus leben soll. Wenn sie aber mit dem Vater zusammenleben muss, so wird ihr Leben verdorben.«

»Hongo, das muss ein schlechter Mensch sein, Setschi.«

Sie nickte heftig. »Kumbe, er ist ein geiziger Mann, und all sein Sinnen und Trachten geht nur nach Geld. Du wirst sehen, er wird darauf bestehen, seine Tochter zurückzuerhalten, denn durch ihre Heirat wird er viel Geld gewinnen. Buana, wenn das Mädchen bei uns im Krankenhaus ist, ist sie am sichersten. Bin ich nicht hier, um sie vor Bösem zu schützen?«

Am selben Abend noch ließ ich Perisi zu mir kommen.

»Buana«, sagte sie, »ich möchte gerne ins Krankenhaus kommen, um hier ausgebildet zu werden. Ich bin ja Lehrerin, habe ein Diplom und kann deshalb auch sehr schnell lernen. Da ich deine Sprache verstehe, kann ich auch die Bücher lesen, was andere nicht können, weil sie nur Kigogo sprechen.«

»Hast du noch andere Gründe?«

Sie schaute mir offen in die Augen. »Ja, Buana, ich habe noch andere Gründe. Mein Vater will mich mit einem Mann verheiraten, der heidnischer als heid-

nisch ist, ein Mann, der schon drei Frauen hat. Kah, Buana, seine Frau zu werden, ist kein Vergnügen. Aber er hat mit meinem Vater gesprochen, und sie sind über das Heiratsgeld von 28 Kühen und 20 Ziegen einig geworden. Du weißt, wie mein Vater ist.« Sie zuckte die Achseln.

»Aber, Perisi, wenn du nun bei uns bleiben würdest, nehmen wir an für ein Jahr, um Kinderpflege zu lernen, was würde dann nachher werden?«

»Kah, Buana«, antwortete das Mädchen, »kann sein, dass in der Zeit jemand anders käme, einer, der meinem Vater denselben Preis bieten würde, und dessen Frau ich mit Freuden werden könnte.« Sie sah vor sich auf den Boden und stieß mit ihren Zehen einen Kieselstein hin und her.

»Perisi«, sagte ich ruhig, »in der Bibel steht, dass der Weg eines guten Menschen von Gott vorgezeichnet wird.«

Sie unterbrach mich eifrig. »Gerade das ist mein Gebet, Buana, dass sich mein Leben nach seinem Plan richte und dass ich ihm gehören möge. Dann, Buana, wird mein Leben nützlich sein, und wenn es nützlich ist und nach seinem Willen strebt, wird es auch glücklich und lebenswert.«

»Also, gut denn«, sagte ich, »ich will hingehen und mit der Schulleitung sprechen. Und wenn sie damit einverstanden ist, kannst du am Ende des Quartals ins Krankenhaus übersiedeln, um alles zu lernen, was wir dir beibringen können.«

Ich hatte mich eben am Eingang des Kranken-

hauses von ihr verabschiedet, als ein magerer, aber kräftiger Schwarzer den Weg daherrannte. Er brachte einen Brief, der in ein gespaltetes Hölzchen eingeklemmt war. In wackeliger Schrift stand darin:

»Buana, ich komme mit drei Kindern. Eins ist verbrannt und sehr krank, die anderen beiden sind nicht so krank.«

Der Brief war von Simba.

So gut ich konnte, bereitete ich alles vor. Kurz nach Sonnenuntergang kamen sie an. Eines der Kinder lag in einer Hängematte, das andere, ein trauriger kleiner Junge, wurde von seiner Mutter auf dem Rücken getragen, und ein etwa zwölfjähriges Mädchen folgte hinter den anderen.

Während wir die Hängematte öffneten, sagte Simba zu mir: »Buana, ich habe die kranken Kinder von Makali gesammelt und zu dir gebracht. Schau hier, dieses Kind!«

Ich hielt die Sturmlaterne über das arme kleine Geschöpf, das mit starren Augen auf der rauen Decke lag, die als Hängematte gedient hatte. »Dieses Kind wurde von seinem Großvater ins Feuer gestoßen, als er betrunken war. Schau, es ist sehr verbrannt.«

Ich kauerte nieder, um das kleine Mädchen zu untersuchen; da stieß es einen schwachen Schrei aus. Der große Jäger ließ sich auf die Knie nieder.

»Fürchte dich nicht, Kleine! Buana wird dir nicht wehtun, im Gegenteil, er nimmt dir die Schmerzen.«

Ich hatte die geladene Spritze in der Hand und

gab ihr ein schmerzstillendes Mittel; denn sie hatte eine schreckliche Verbrennung.

»Simba«, sagte ich, »hier hilft nur eins, wie es auch für dich damals nur eine Rettung gab – eine Blutübertragung. Willst du mit den Angehörigen sprechen und alles mit ihnen abmachen? Währenddessen kann ich die anderen behandeln.«

Der kleine Junge hatte das Schlüsselbein gebrochen und litt unter heftigen Schmerzen. Durch die Behandlung des Zauberdoktors war die Stelle stark geschwollen. Aber unter einer kleinen Narkose hatten wir den Knochen bald gerichtet und mit Heftpflaster und Binden den Arm fixiert.

Das kleine, bucklige Mädchen schien sehr empfindlich zu sein. Nach einer kurzen Untersuchung war es mir klar, dass eine einfache Operation die Kleine von dem befreien würde, was sie ihre »Bürde« nannte.

Im Vorraum der Poliklinik begann eine laute, wortreiche Diskussion, die Simba zu meistern versuchte. Ich ging hinüber.

»Hört«, warf ich ein, »wir müssen die Bluttransfusion möglichst bald vornehmen, wenn wir das Leben des Kindes retten wollen.«

Simba schüttelte den Kopf. »Buana, ich habe ihnen viele Worte gesagt. Ich habe ihnen gesagt, dass dies der einzige Weg der Weisheit und des Lebens ist, aber sie wollen nicht hören. Sie sagen, es dürfe nicht geschehen. Sie wollen andere Mittel, nicht dieses. Könntest du nicht von der Salbe auflegen, mit

der du das Geschwür des Häuptlings behandelt hast, damit die Haut wieder heilt?«

Ich versuchte, ihnen zu erklären, dass es bei einer so starken Verbrennung mehr brauche als eine Behandlung mit Salbe und Verband. Aber sie wollten nicht auf mich hören; sie wollten überhaupt auf niemanden hören.

»Nein«, wiederholten sie. »Wir erlauben nur, dass Salbe auf die Wunde gestrichen wird.«

So tat ich, was mir in dieser Hinsicht möglich war. Es war fast Mitternacht, als ich mit der Behandlung fertig war. Das Kind schlief, aber ich wusste, dass es um die arme Kleine keineswegs gut stand.

Ich nahm Simba beiseite. »Mein Freund, das ist nicht die richtige Art, wie das Kind behandelt werden sollte. Das ist nicht die Medizin, die ihm das Leben erhalten kann. Wir haben nur die Wunde zugedeckt; die Wurzel des Übels haben wir damit nicht erreicht. Die Verwandten des Kindes sind wie jene, die da sitzen und ihre Sünden verdecken, indem sie neue Kleider anziehen oder ein strahlendes Lächeln aufsetzen. Das ist nicht gut.«

Simba nickte.

»Buana, du hast große Erfahrung, und du meinst, es gebe keinen anderen Weg, das Kind zu retten, als nur durch eine Bluttransfusion?«

»Wirklich, Simba, es gibt keine andere Möglichkeit.«

Wir gingen zusammen wieder ins Krankenzimmer. Ich neigte mich über das Kind und fühlte sei-

nen Puls. Es gab keine andere Rettung. Ich ging hinaus zu den Verwandten.

»Hört«, sagte ich, »wir werden bestimmt jemanden finden, der dem Kind gibt, was nötig ist. Wenn wir noch eine Stunde warten, wird die Kleine sterben.«

Sie schüttelten ihre Köpfe.

Simba berührte meinen Arm. »Buana, ich will das Blut geben.«

»O, hört doch!«, rief ich. »Simba ist bereit, sein Blut zu geben, damit das Kind lebt. Er will kein Geld, keine Kühe dafür, nichts!«

Der Vater erhob sich langsam. »Buana, wir erlauben es nicht. – Schluss!«

Bei Sonnenaufgang weckte mich der fürchterliche Lärm, den Afrikaner machen, wenn jemand gestorben ist. Simba kam an meine Tür gerannt.

»Buana, noch bevor die Sonne aufging, starb die Kleine. Die Leute sind davongerannt und haben sie mitgenommen. Und, Buana, was noch schlimmer ist, sie haben auch das Kind mit dem gebrochenen Arm und das bucklige Mädchen fortgeschleppt. Buana, das ist ein Misserfolg. Nichts als Ärger und Schande werden mich in Makali erwarten.«

Simba saß im Schatten eines Affenbrotbaumes draußen vor dem Krankenhaustor. Seine Augen waren geschlossen, und seine Zähne klapperten; ich ging zu ihm hin und legte die Hand auf seine Schulter. Seine Haut schien zu brennen.

»Simba!« Er sprang auf.

»Buana, ... wo ... ach ...«

»Du bist krank, alter Freund. Es ist besser, du kommst ins Krankenhaus, dann gebe ich dir Medizin.«

»Ich habe die letzte Nacht nicht geschlafen. Sieh, es pocht und pocht und pocht in meinem Kopf. Mein Herz ist tief betrübt. Siehst du, all meine Arbeit ist umsonst. Ach, wie sehr habe ich versucht, mich nützlich zu machen, aber ...«

Er legte den Kopf in die Hände und stöhnte. Sein ganzer Körper wurde vom Fieber geschüttelt. Ich nahm seinen Arm und führte ihn hinüber zum Krankenhaus. Er schaute in die Richtung der Schule und sagte mit heiserer Stimme:

»Buana, ich habe versagt in meiner Arbeit für Gott, und wie soll ich denn sonst Perisi beweisen, dass ich ihrer wert bin? Ach, Buana, es wäre besser gewesen, du hättest dort im Krankenhaus nie mein Leben gerettet.«

»Hongo, mein Freund, es ist nie gut, Entscheidungen zu treffen, solange man krank oder ärgerlich ist. Jetzt ins Bett mit dir. Nimm Medizin, schlaf ein paar Stunden, iss, und dann wollen wir wieder von diesen Dingen sprechen.«

Ich stand dabei, während Simba mit vier Wolldecken zugedeckt wurde, und gab ihm eine Chininspritze in die starken Muskeln seines Oberschenkels.

»Eiii!«, schrie Simba, als ich die Nadel herauszog.
»Kah, Buana, diese Nadel ist ja wie ein Speer.«

»Es ist auch ein Speer«, antwortete ich, »und an seiner Spitze ist die Medizin, die Gift ist für die *dudu* des Malariafiebers. Schau, gerade jetzt fliehen sie vor der Medizin, aber sie werden von ihr eingeholt, so sicher, wie du die Schlangen mit deinem Stock fängst.«

Daudi kam mit zwei Aspirintabletten und einer Kürbisflasche voll Wasser. Die Pillen wurden auf Simbas Zunge gelegt, und er schluckte sie. Dann räusperte er sich mit einem wahren Löwengebrüll: »Kah, Buana, das nenne ich eine Medizin! Sie nimmt den Schmerz vom Kopf und von den Muskeln. Jah!« – und er streckte sich wohligh. »Das Missionskrankenhaus ist der Ort, wo die größten Schmerzen erleichtert werden. Jah, aber ich friere.«

Daudi steckte das Thermometer unter seinen Arm, hielt es aber sorgfältig fest. Dann nahm er es heraus und las es ab.

»40 Grad, Buana!«

Als er das Quecksilber wieder zurückschlug, fragte Simba: »Buana, was sagt der gläserne Nagel?«

»Der was?«

Daudi lachte. »Buana, er möchte wissen, wie hoch seine Temperatur ist. Mit dem gläsernen Nagel meint er das Thermometer.«

»Aha«, lachte ich, »die Worte des gläsernen Nagels sind folgende: Du wirst etwa drei Tage im Bett bleiben müssen, und nachher wirst du dich besser fühlen.«

»Aber, Buana, sagt er auch, dass du mich wieder mit deinem kleinen Speer stechen sollst?«

Ich nickte. »Mindestens noch drei Speerstiche.«

»Jah!«, seufzte Simba und zog die Decken enger um sich.

In diesem Augenblick kam eine laute Stimme durchs Fenster.

»Kah, diese Europäer! Hei, wirklich, das sind Leute des ...«, und man hörte jemanden geräuschvoll ausspucken.

Ich sah Daudi an, hob die Augenbrauen und lachte.

»Buana«, flüsterte er, »es wäre gut, etwas länger hinzuhören.«

Die Stimme ließ sich wieder vernehmen. »So viele Jahre haben sie mir meine Tochter weggenommen. Und jetzt, da es für sie Zeit wäre zum Heiraten, machen sie mir noch Schwierigkeiten. Aber ich, Mafuta, werde ihnen meine Macht zeigen, und sie werden fliehen, wie die Hyäne vor dem Löwen flieht.«

Daudi lachte über das ganze Gesicht. »Buana, das ist der Vater von Perisi.«

Als er den Namen des Mädchens hörte, hob Simba den Kopf: »Was habt ihr gesagt?«

»Lieg still!«, beruhigte ich ihn. »Schau, Perisis Vater ist gekommen. Aber es scheint mir, als habe er zu viel Bier getrunken. – Lieg nur still. Hör auf seine Worte, und du wirst etwas erfahren.«

Ich ging hinaus vor die Tür. »Mbukua«, sagte ich.

»Kah«, antwortete der Afrikaner. Jetzt verstand ich, warum man ihn Mafuta (Öl) nannte; er war sehr

fett. Er rollte seine blutunterlaufenen Augen, sagte aber nichts.

»Schau«, fuhr ich fort, »die Hyäne flieht vor dem Zorn und den Worten des Elefanten.«

Die Krankenpfleger kicherten hinter mir, und Mafuta sah sehr verdutzt aus.

»Nein«, bemerkte Daudi, »das ist kein Elefant, sicher ist es ein Warzenschwein.«

So durfte es nicht weitergehen!

Unter einem Granatapfelbusch sah ich eine Gruppe alter Männer, ehemalige Patienten, die sich schwatzend die Zeit vertrieben. Ich ging mit Mafuta und den anderen zu ihnen in den Schatten und erhob meine Hand:

»O ihr Großen des Stammes, lasst mich den Streit vor euch bringen, der zwischen mir und diesem Mann von großem Umfang besteht.«

Da ließ auch schon die gefährliche Spannung nach. Der fette Afrikaner setzte sich, und ich begann meine Erzählung.

»Es war einmal, da lebte ein Mann in diesem Land der Wagogo, und stellt euch vor, sein einziger Besitz war ein Kalb; ein Kalb, das so schwach war, dass seine Beine wackelten, wenn es versuchte zu gehen. Der Mann hatte keine Möglichkeit, das Kalb zu füttern, und er hatte keine Freude daran, ein Hirtenleben zu führen. Eines Tages sagte er: ›Ich will ausziehen und in einem anderen Land mein Glück versuchen.‹ So verließ er sein Haus. Seine Nachbarn aber fanden das Kalb im Wald umherirrend, und sie nah-

men es in ihre Herde auf, gaben ihm Nahrung und heilende Kräuter. Nun wurden seine Beine gesund, und es wurde ein starkes Tier. In Zeiten der Trockenheit gab man ihm Wasser. In Zeiten, in denen kein Gras zu finden war, wurde es mit Korn aus dem Vorrat der guten Nachbarn gefüttert.

Ernte um Ernte ging vorbei. Aus dem Kalb war eine Kuh geworden; vielleicht die beste Kuh in der ganzen Herde. Eines Tages kam der Mann zurück von seiner großen Reise. Er kam zu seinem Haus und sagte zu denen, die neben ihm wohnten: ›Gebt mir mein Kalb zurück.‹ Da sagten sie: ›Was für ein Kalb?‹ ›Nun, dasjenige, das ich zurückgelassen habe.‹ – ›Jah,‹ antworteten die Männer, ›dein Kalb war krank. Du hättest es sterben lassen. Wir aber haben es in unsere Herde aufgenommen, wir haben es genährt und getränkt. Während du im Schatten ruhtest, haben wir Wasser vom Brunnen hergebracht, um es zu trinken. Während du in der Nähe des Meeres saß, wo die Mangos reifen, haben wir es zum Grasens auf die Weide geführt.‹«

»Nun«, wandte ich mich an die Gruppe der alten Afrikaner, die da im Schatten kauerten und zuhörten, »sagt an, ihr Großen, wem gehört das Kalb; dem Mann, der auf die Reise ging, oder den Leuten, die nach dem Tier schauten? – Sagt mir eure Meinung.«

Während einer kleinen Weile steckten die Männer die Köpfe zusammen und berieten im Flüster-ton; dann sagte einer von ihnen, auf seinen Speer gestützt:

»Buana, das Kalb gehört dem Mann, der auf Reisen ging, aber von Rechts wegen kann er es erst zurückbekommen, wenn er seinen Nachbarn den Preis für das Futter bezahlt hat. Und er sollte auch denen etwas geben, die das Tier gehütet haben.«

»Hei«, sagte Daudi, »das sind weise Worte, ihr Großen.«

Und gegen den vor sich hin knurrenden Mafuta gewendet: »Vergiss nicht, deine Tochter war krank und wäre gestorben. Du hast sie in deinem Haus allein gelassen. Sie wurde von den Wabibi, den weißen Frauen der Missionsschule, aufgenommen. Sie wurde gepflegt, ernährt und unterrichtet, und jetzt, da sie im Heiratsalter ist, kommst du zurück und willst die Kühe, ihr Heiratsgeld, in Empfang nehmen.«

Mafuta stand auf. »Kah«, stotterte er vor Wut, »ich ... ich werde ...« Aber was er wirklich zu tun gedachte, verlor sich in einem großen Schlucken.

Drinne im Krankenzimmer hörte ich ein Geräusch. Simba versuchte, sich aus seinen Decken herauszuschälen. Ich ging zu ihm hinein.

»Buana, ich muss mit ihm sprechen. Ich muss diese Sache in Ordnung bringen. Hei ... Buana!« Seine Augen flammten vor Ärger und Fieber. »Ich möchte ihn mit einem Stock schlagen, mit einem Knotenstock, bis er schreit.«

»Leg dich wieder hin, mein Freund«, beruhigte ich ihn. »Mafuta ist in großer Wut. Es käme nichts Gutes dabei heraus, wenn du seinem Ärger mit dei-

ner noch hitzigeren Wut begegnen würdest. Hör, ich will dir aus Gottes Buch etwas vorlesen.«

Ich blätterte im Neuen Testament der Bibel in der Kigogo-Sprache und las: »Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen!« Simba, schau, sanftmütig sein kann nur ein starker Mann, der sich beherrschen kann. Um diesen Kampf mit Perisis Vater ausfechten zu können, musst du Gott deine Schwierigkeiten vorlegen und ihn bitten, dir den Weg zu weisen, und dann auch seinen Rat befolgen. Wenn du deinen eigenen Weg gehst, den Weg der Wut und des Streites, wird nichts Gutes daraus entstehen. Folgst du aber dem Weg der Friedfertigkeit, der Selbstbeherrschung und der Weisheit, so wird alles recht werden. Gottes Wort ist wahr.«

Auf Simbas Stirn stand der Schweiß. Ich deckte ihn wieder mit seinen Decken zu.

»Danke, Buana«, sagte er. »Es ist gut so. Kah, deine Medizin ist gut, sie wirkt noch immer. Meine Schmerzen sind schon viel besser, und ich spüre sogar, wie die kalte Hand des Fiebers mich loslässt.« Nach einer Weile meinte er: »Nun ja, so will ich den Weg der Weisheit einschlagen.«

Ein eigenartiges, watschelndes Geräusch ertönte draußen. Ich schaute durchs Fenster. Auf dem Pfad, der zum Dorf hinüberführte, wankte Mafuta davon. Noch im Gehen schüttelte er die Faust und schluckte geräuschvoll.

Ich fragte mich, wie die ganze Geschichte noch ausgehen würde.

Die Verlobungstrommeln

Der Mond schien sehr hell. Ich stand im Krankensaal und schaute durch das Moskitodrahtnetz der Fenster auf die weite Ebene hinaus. Das Mondlicht, das durch die feinen Drahtmaschen fiel, bildete ein Kreuz aus Strahlenbündeln. Meine Augen wanderten über den nahen Affenbrotbaum hinaus zum Rand des Dornestrüpps, wo der Urwald begann. Auf der anderen Seite, in der Ferne, hörte ich das wilde Schlagen der Trommeln und die hohen, gellenden Stimmen der singenden Afrikaner. Mir schien, als liege in jener Nacht etwas Fieberhaftes darin. Es war kurz vor zwei Uhr.

»Buana«, sagte eine heisere Stimme hinter mir im Halbdunkel, »wann gibst du mir die Medizin?«

»Bald, Simba. Du weißt, dass Daudi dein Blut unter dem Mikroskop untersucht, damit wir wissen, welche Medizin du brauchst.«

Wieder wurde es still. Im Schatten des Hauses schlich ein Tier vorbei, das eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Schäferhund hatte. Im selben Augenblick vernahm ich eine Stimme neben mir, und als ich mich umdrehte, sah ich Simba, der, in Wolldecken gehüllt, über meine Schulter sah.

»Eine Hyäne, Buana. Ich wollte, ich hätte meinen Speer hier!« Das Tier verschwand im Dornestrüpp. Simba berührte meinen Arm.

»Hör doch, die Trommeln, Buana, hörst du sie?«

Ich nickte. »Ihr Ton gefällt mir heute nicht. Was bedeutet dieses Trommeln, Simba?«

»Das sind die Verlobungstrommeln. Sie kommen aus der Richtung, in die Mafuta gestern weggegangen ist. Vielleicht ist gerade jetzt die ganze Sache abgeschlossen worden: Die Kühe sind übergeben, und Perisi ist nicht mehr länger frei.« Er fröstelte.

»Kumbe, Simba«, sagte ich, »du bist krank gewesen; du gehörst ins Bett. Es ist nicht gut für dich, zu dieser nächtlichen Stunde aufzustehen und an solche Dinge zu denken.«

»Kah«, sagte er, »Buana, wie könnte ich schlafen, wenn diese Trommeln in mein Herz hämmern und wenn ich weiß, dass dort unten« – er wies mit dem Kinn gegen die Schule – »Perisi dieselben Gedanken hat. Kumbe, Buana, lass mich doch die Sache in die Hand nehmen. Ich will für sie kämpfen.«

»Nein«, sagte ich, »ich weiß, was du tun würdest. Schau doch jenen Mann im drittletzten Bett an; hat er nicht dasselbe tun wollen und dabei einen schlimmen Messerstich davongetragen? Und vergiss nicht, ich habe noch andere hier, die von einem Speer durchbohrt worden sind, und du weißt, dass sie dann einige Zeit im *cidindilo* verbringen, wo die Tür verriegelt ist und wo sie auf der Kleidung das Zeichen des Pfeils tragen. Ist das die Art und Weise, in der du Perisi beweisen willst, dass du den Weg der Heiden aufgegeben hast, um auf Gottes Wegen zu wandeln? Heh?«

»O, ich weiß nicht, was ich tun soll, Buana. Ich weiß mir nicht mehr zu helfen. Aber ich muss doch etwas unternehmen.«

»Hongo, Simba. So sprechen die Leute, die Amulette um den Hals tragen und sich mit Löwenfett einreiben. Sie haben Freude am Reiben, die Haut glänzt, aber die Schmerzen bleiben trotzdem. Solche Leute hören es gerne, wenn der Zauberdoktor seine Zauberformeln murmelt, und sehen gerne zu, wenn er seine Schuhe auswirft, um zu erfahren, warum die Geister einen Menschen überfallen haben.«

Simba nickte langsam.

»Ja, all diesen Unsinn anzusehen, ist für deine Stammesgenossen viel interessanter, als wenn wir einen Tropfen Blut aus dem Finger eines Patienten nehmen, es unter dem Mikroskop untersuchen, die Krankheit erkennen und dann mit der Spritze die richtigen Mittel anwenden. Aber, hongo, unsere Behandlung hat Erfolg.«

»Hei, ja«, lachte Simba und rieb sich liebevoll seine Oberschenkel, »sicherlich, Buana, und ich spüre es auch!«

»*Wisuanu*«, sagte ich, »also gut, lass uns Gottes Wege gehen, auch in deiner schwierigen Angelegenheit. Wenn wir Gottes Kinder sind, so erhört er auch unser Gebet; habe ich dir das nicht schon oft gesagt? Es genügt nicht, dass wir Gott nur anrufen, wenn wir krank sind oder Schwierigkeiten haben. Gott ist nicht wie ein starker Häuptling, zu dem wir gehen, wenn wir in Gefahr sind. Er ist vielmehr wie ein Vater, zu

dem seine Kinder jederzeit kommen können mit kleinen und großen Anliegen. Sicher kann Gott uns vor Gefahr und Krankheit bewahren, aber er tut eigentlich weit mehr, indem er jeden Schritt unseres Lebens überwacht. Er antwortet auch auf unser Gebet, es sei denn, dass etwas in unserem Leben nicht in Ordnung ist oder dass wir schlimme Gedanken in unserem Herzen tragen; dann hört Gott uns nicht an.«

»Kah, Buana, aber ich habe keine schlechten Gedanken in meinem Herzen. Ich habe doch den Vorsatz gefasst, für Gott zu arbeiten.«

»Wenn das so ist, Simba, dann gilt auch für dich Gottes Wort: »Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's gut machen.«

»Hei«, meinte Simba, »das wäre schön!«

»Dann komm, lass uns beten und deine Wege Gott anbefehlen.« Und Simba betete.

Kurz danach hörte ich die Tür des Laboratoriums, und Daudi kam zu uns zurück.

»Buana«, sagte er, »der Jäger wird jetzt selbst gejagt. Schau, in allen seinen Blutstropfen finde ich die schlimmen *dudu* der Moskitos. Kah, er hat eine schwere Malaria!«

So bekam er seine Chinineinspritzung; dann stand ich noch einen Augenblick am Fenster und schaute hinaus in die Nacht.

»Ach«, seufzte Simba und zog sich die Decken über die Schultern. »Wenn ich nur wüsste, Buana, wie Gott diese verworrene Geschichte lösen kann. Mir scheint es ganz unmöglich.«

Er schüttelte den Kopf. Und dann sah er plötzlich von seinem Bett aus den eigenartigen, kreuzförmigen Schein, den das Mondlicht durchs Drahtnetz warf.

»Kah, Buana«, rief er, »siehst du dort, gerade über dem Dorf, wo all das geschieht – sieht es nicht aus, als stünde das Zeichen des Kreuzes darüber?«

»Simba«, sagte ich, »das ist nur der Mondschein im Drahtnetz; aber glaub mir, Gott ist sowohl dort als auch hier. Siehst du, Gott geht ans Werk, sobald wir beten.«

»Gut, Buana, dann will ich jetzt versuchen zu schlafen, wenn Gott, der Allmächtige, am Werk ist.«

Ich hatte dasselbe Gefühl, als ich durch die Nacht auf mein Haus zuschritt.

Am nächsten Morgen hörten wir das Neueste durch den kleinen Jungen, der die Trommel schlägt. »Kah, Buana«, berichtete er, »im Dorf jenseits des Dornestrüpps hatten sie gestern Nacht ein *sikuku*. Hei, Buana! Viel Bier, viel Tanz und heute Morgen viele Leute mit Kopfschmerzen. Auch habe ich gehört, dass Makaranga, der Häuptling, Verlobungsgeschenke für eine neue Frau übergeben hat. Er soll Mafuta sogar einen Ring aus reinem Gold geschenkt haben.«

Es schien, dass die Neuigkeiten auch bis ins Krankenhaus gedrungen waren.

»Daudi«, fragte ich, »was soll der Ring? Ist das üblich bei Verlobungen?«

»Nein, das ist mir auch ganz neu, Buana.«

»So, ein goldener Ring, hm! – Nun, daraus werden ja keine Schwierigkeiten entstehen.« Und ich ahnte nicht, was alles geschehen sollte.

Simba lag fröstelnd im Bett. Das Fieber schüttelte ihn immer noch. Ich kam mit meiner Spritze zu ihm. »Komm, alter Jäger, dreh dich um. Siehst du, heute bin ich der Jäger und du der Gejagte.«

»Joh, Buana«, seufzte er, sich umdrehend, »das kann jeder, ein halb totes Tier mit dem Speer erstechen.«

Ich rieb eine Stelle, so groß wie ein Zwei-Euro-Stück, mit Alkohol ein und stach dann mit der Nadel ein.

»Hiii ...« Simba rang nach Luft. »Kah, Buana, heute Morgen fühle ich mich gar nicht wohl.«

»So«, sagte ich, »hast du am Ende Hunger?«

Da glitt ein schwaches Lächeln über sein Gesicht. »Ein wenig, Buana.«

Daudi lachte über das ganze Gesicht. »Das ist gut, Buana, denn eben sind ein paar Schulmädchen gekommen, um einen Topf Porridge für Simba zu bringen. Buana, Perisi selbst hat ihn gekocht.«

Simba richtete sich auf im Bett. »Jah, Buana, ich freue mich, und ich glaube, ich fühle mich schon besser.«

»Schon der Gedanke ans Essen hat dir gutgetan, he?«

»Ach, Buana, du wirst mich ja auslachen, aber meine Gedanken liegen ein wenig höher als mein Magen; sie sind in meinem Herzen. Schau, denkt

Perisi nicht an mich in meiner Krankheit und ist sie nicht eine geschickte Frau?«

Ich ging hinaus. Nicht allzu fern stand der Gegenstand unseres Gesprächs.

»Buana, wird meine Arbeit im Krankenhaus bald beginnen?«

»Du hast sie ja schon begonnen, denn du hast einem meiner Patienten heute Morgen viel Gutes getan.«

Die junge Afrikanerin lächelte, dann aber wurde sie sehr ernst.

»Buana, ich konnte heute Nacht nicht schlafen. Ich habe die Trommeln gehört.«

»Wir hörten sie auch hier oben. Wir haben Gott gebeten, dass er diese ganze Angelegenheit in seine Hand nimmt.«

»Buana, das habe ich auch gebetet, aber trotzdem kann ich mir nicht vorstellen, wie er es noch zum Guten wenden kann.«

»Das ist auch gar nicht deine Aufgabe, auch nicht meine. Deine Aufgabe ist lediglich, Befehle auszuführen. Gott tut die Arbeit. Und wenn er von uns etwas verlangt in dieser Sache, dann lässt er es uns wissen.«

»Mbeka, mbeka, so ist es«, stimmte sie zu und nickte.

In diesem Augenblick kam Daudi mit dem leeren Porridge-Topf. Perisi nahm ihn, grüßte uns und ging zurück zur Schule.

»Hei, Buana«, sagte Daudi, »das habe ich noch

nie in unserem Stamm gesehen, dass Mann und Frau sich lieben, wie diese beiden einander lieben.«

Ein Verlobungsgeschenk und seine Folgen

Vor meinem Haus ertönte eine herrische Stimme. »Ich muss Buana sehen. Ich muss ihn sehen, und zwar sofort!«

Darauf folgte eine ruhige, leise Stimme, deren Worte ich nicht verstehen konnte; dann wieder die andere, in höchster Tonlage. »So, er trinkt seinen Tee? Kah, was geht das mich an? Siehst du nicht, dass ich in Gefahr bin? Dass ich leide? Ich will Buana sofort sehen, jetzt, jetzt, *jetzt!*« Die Stimme steigerte sich zu einem Schrei.

Nun erkannte ich Daudis ruhige Stimme:

»Oh, du wärest besser zum Zauberdoktor gegangen, wie es deine Stammesgenossen tun, wenn sie glauben, dass sie verhext worden sind.«

»Hongo«, antwortete die fremde Stimme, »sollte ich zum Zauberdoktor gehen, wenn einer der reichsten Männer im ganzen Land mit dem Zauberer gemeinsame Sache gegen mich macht?«

Daudi lachte verächtlich und winkte ab.

»Natürlich, wenn du zum Zauberdoktor gehst, wird er im Voraus eine Kuh als Bezahlung verlangen, und ...«

In diesem Augenblick trat ich unter die Tür und wurde beinahe von Mafuta überrannt, der auf mich

einstürmte. Er fuchtelte mit seiner plumpen Hand in der Luft herum.

»Sachte, sachte«, sagte ich, »heh, *pole, pole* – was ist denn los?«

»Buana, schau doch meine Hand!«

Der Zeigefinger war geschwollen wie eine Wurst und sah bedenklich aus. Mafutas Worte sprudelten nur so. Er hatte es eilig, alles zu erzählen. »Buana«, rief er, »schau, ich ... ich ... ich ...« Und dann schien ihm plötzlich einzufallen, dass er im Begriff war, ein heißes Eisen anzufassen.

»Ja«, sagte ich, »ich habe bereits gehört, dass du von Makaranga einen goldenen Ring erhalten hast. Wirklich, ein Geschenk, das eines reichen Häuptlings würdig ist. Lass uns sehen, wo hast du den Ring?«

»Da ist er ja, da.«

»Wo?«, fragte ich mit hochgezogenen Augenbrauen.

»Da drunter.«

Er fuchtelte mit seinem geschwollenen Finger vor meiner Nase herum. Ich hielt die Hand fest und drehte sie nach allen Seiten, konnte aber nichts sehen. Der Ring war ganz überdeckt von dem Geschwulst. Sorgfältig untersuchte ich den Finger. Daudi wies auf die helle Stelle unterhalb des Nagels.

»Das ist eine auffallende Farbe.«

Als ich in die Augen des Schwarzen schaute, sah ich auch dort eine unnatürlich gelbe Farbe. »Streck deine Zunge heraus«, befahl ich.

»Puh ...!«, sagte Daudi, »mach wieder zu!«

Auch ich fand, es sei kein schöner Anblick.

»Buana«, sagte der Pfleger auf Englisch, »er hat viel Bier getrunken.«

»Und Leberbeschwerden hat er auch. Wahrscheinlich eine Gelbsucht.«

Ich sah mir die Füße des dicken Mannes an. Auch sie waren geschwollen. Ich drückte mit dem Daumen auf die Haut über dem Schienbein, und es blieb ein kleines Grübchen zurück.

»Setz dich in den Schatten hier«, befahl ich, »und streck deine Hände zwei Stunden lang in kaltes Wasser. Nimm auch die Medizin, die ich dir gebe. Dann werde ich dir helfen und das Geschenk deines reichen Freundes, des Häuptlings, von deinem Finger nehmen.«

»Heh!«, sagte Mafuta, »er ist gar nicht mein Freund, Buana. Er war es doch, der mich verhexen ließ. Buana, am liebsten würde er mich töten.«

Irgendwo in seinem mächtigen Innern ertönte ein gurgelnder, knurrender Laut. »Hörst du, Buana, er will mir Böses.«

Daudi schaute mich entsetzt an. »Buana«, sagte er, »es ist nicht gut, wenn ein Mann so von seinem zukünftigen Schwiegersohn spricht. Es sieht aus, als ob ...«, und er hob seine Augenbrauen.

»Ja, sicher!«, antwortete ich. »Auf jeden Fall musst du Simba von ihm fernhalten.«

Das schien nicht allzu schwer, denn ich hatte Simba drüben in der kleinen, grasgedeckten Hütte,

wo die Trommel geschlagen wird, auf einem dreibeinigen Schemel sitzen sehen, den Kopf in die Hände gestützt. Ich ging hinüber.

»Was ist los?«

»Buana«, sagte Simba und hob langsam den Kopf. »Ich habe große Zweifel. Ich glaube, Zauberer haben ihre Hände in meiner Angelegenheit. Schaitani, der Teufel, ist im Spiel. Seine Hand ist gegen mich gerichtet. Alles läuft verkehrt.«

»Heh«, tröstete ich ihn, »ich weiß, was du brauchst; nicht eine Medizin für den Körper oder den Geist, sondern eine Medizin für deine Seele. Hör zu, bist du nicht seit den Tagen, da du den Kampf mit dem Löwen hattest, Christ geworden?«

Simba nickte.

»Hast du nicht selbst erlebt, was Gott uns verspricht? ›Allen aber, die ihn aufnahmen, gab er das Recht, Gottes Kinder zu werden, nämlich denen, die an seinen Namen glauben.‹ Wo ist dein Glaube, Mann?«

»Ach, was soll ich glauben, Buana? Wie kann ich wissen, ob Gott es zum Guten führen kann?«

»Aber, aber ... Nun setz dich und hör zu! Ich erzähle dir eine Begebenheit aus der Bibel, in der wir erkennen können, was Jesus gegen den Teufel und alle, die auf seiner Seite kämpfen, tun kann. Jesus und seine Jünger waren über einen See gefahren. Als sie das jenseitige Ufer betraten, lief ihnen ein Mann von schrecklichem Aussehen entgegen. Sein wilder Blick verriet seinen gestörten Sinn.«

Simba erschauerte. »Kah, Buana, ich kenne diesen Blick.«

»Ja, und die Jünger des Herrn fühlten wie du, denn dieser Mann war so stark, dass niemand im Land ihn halten oder binden konnte. Er zerriss Stricke und zerbrach Ketten. So wanderte er Tag und Nacht, kletterte in den Felsen oder hielt sich auf den Grabstätten seiner Vorfahren auf, schrie laut und schnitt sich mit scharfen Steinen ins Fleisch.

Als er Jesus in der Ferne sah, rannte er am Ufer entlang, warf sich ihm zu Füßen und rief mit lauter, angstvoller Stimme: ›Was habe ich mit dir zu schaffen, Jesus, du Sohn Gottes?‹, und fügte leiser hinzu: ›Ich bitte dich, quäle mich nicht‹ – denn Jesus hatte dem unsauberen Geist geboten, dass er von dem Menschen ausfahren sollte. Und Jesus fragte ihn: ›Wie heißt du?‹ Er sagte: ›Legion.‹ Denn es waren viele Teufel in ihn gefahren.

Aber hör nun, Simba, das ist für dich. Die bösen Geister baten Jesus, dass er ihnen nicht befehle, in die Tiefe fahren zu müssen. Sie wussten, dass Jesus Macht über sie hatte. Sie wussten, dass Gott stärker ist als der Satan, und so baten sie ihn, er möge sie nicht verbannen, sondern sie in die Schweineherde fahren lassen, die da am Abhang des Hügels war. Jesus tat, was sie ihn baten. Der Mann aber, der eben noch so wild und gefährlich gewesen war, setzte sich zu den Füßen Jesu nieder, ruhig und vernünftig. Er sagte zu Jesus: ›Lass mich dir folgen, Herr.‹ Aber Jesus befahl ihm, zu seinen Leuten zurückzugehen

und ihnen zu sagen, was Gott, der Allmächtige, an ihm getan hatte. Und er ging und erzählte es den Leuten, und sie staunten alle sehr.

Verstehst du nun, Simba? Wenn du Vertrauen hast und an Jesus glaubst, wirst du erfahren, dass Gottes Hand viel stärker ist als die Hand des Bösen. Merk dir: Gott ist sehr stark.«

»Kah«, sagte Simba, »ich sehe ein, dass ich einen schlimmen Fehler gemacht habe. Ich will mit Gott reden und ihm sagen, dass ich fest an ihn glaube und ihm vertraue.«

»Gut«, sagte ich, »bete, so oft du kannst, und vor allem, misch dich nicht in diese Händel mit Mafuta. Wenn die Zeit kommt, dass gekämpft werden soll, wird Gott es dich wissen lassen.«

Spät am Abend ging ich noch in den Krankensaal. Mafuta saß aufrecht in seinem Bett. Sein Finger war etwas weniger geschwollen, und den Ring konnte man jetzt sehen. Ich machte eine Lokalanästhesie an der Stelle und machte mich mit einem feinen Sägeblatt, zwei Zahnzangen und einem Taschenmesser an die Arbeit. Es war keine einfache Operation und wurde auch nicht erleichtert durch Mafuta, der in allen Tonarten stöhnte und ächzte.

»Jah, Buana, sei vorsichtig mit dem scharfen Ding«, rief er, als ich das Taschenmesser ergriff. Als ich aber die Zahnzange in die Hand nahm, um den goldenen Ring sachte auseinanderzubiegen, nachdem ich ihn durchgesägt hatte, schrie er laut. Er meinte, ich

wollte ihn zwicken, atmete dann aber erleichtert auf, als ich ihn von seinem Ring befreit hatte. Bevor ich ihn daran hindern konnte, ergriff er meine Hand und küsste sie stürmisch mit lautem Schmatzen.

Daudi krümmte sich vor Lachen. »Hei, Buana, was für ein Mann, dieser Mafuta!«

Ich wandte mich an den dicken Afrikaner, der zärtlich seinen Finger rieb. »War es leicht, den Ring an den Finger zu stecken?«

»Ja, Buana«, nickte er zustimmend.

»War es leicht, ihn zu entfernen?«

»Kumbe, Buana, nein, das war gefährlich und schmerzte sehr.«

»Hattest du Freude, ihn anzustecken?«

»Hei, Buana«, und er nickte wieder.

»Schau, ist es mit diesem Ring nicht wie mit der Sünde? Er sieht schön aus und lässt sich so leicht anstecken. Auch die Sünde wirkt anziehend, und Sünde ist immer bequem und einfach. Jeder Buschhund im Dorf kann sündigen, dazu braucht es weder Intelligenz noch Mut. Aber vergiss nicht, es brauchte die Gnade Gottes, den Mut, das Verständnis und die unendliche Liebe seines Sohnes, um die Strafe für die Sünde abzuwenden und ihr die Macht zu nehmen.«

»Wirklich, Buana, du sprichst große Worte«, sagte der fette Alte, und seine Augen wanderten unstedet hin und her.

»Joh«, meinte Daudi, »Buana, das ist wie ein Tropfen Wasser auf einen heißen Stein, wenn du ihm von Gottes Wort erzählst. Es zischt – und verschwindet!«,

und seine Hände machten eine bezeichnende Gebärde in die Luft.

»Nein, Daudi, diese Worte werden in seine Seele eindringen.«

»Jedenfalls sind sie noch nicht sehr tief gegangen, hör nur!«

Mafuta murmelte vor sich hin. »Ha! Ich werde es ihm zurückzahlen, ihm, der der Mann meiner Tochter werden will! Wenn er Zauberkraft gegen mich anwendet, dann soll er merken, dass ihm Unheil daraus entsteht.«

Ein Moskito summte mir um die Ohren. Ich erwachte und machte die Taschenlampe an, stellte aber fest, dass das Insekt auf der Außenseite des Moskitonetzes war und verzweifelt, aber vergeblich versuchte, die feinen Maschen des Netzes zu durchdringen. Ich schaute auf meine Uhr – zwei Uhr morgens. Kaum hatte ich das Licht gelöscht, als ich aus der Richtung des Krankenhauses schnelle Schritte hörte. Das schien eine Störung der Nachtruhe zu bedeuten. Ich erwartete den gewohnten Ruf: »Buana, schnell – wieder ein Baby!« Aber es war Daudis Stimme.

»Buana, schnell! Mafuta stöhnt und schreit. Er sagt, er sei verhext und müsse sterben. Er liegt am Boden, Buana, hält mit den Händen seinen Bauch und schreit immerfort: ›Wkikukuk!!!‹, und aus seinem Mund kommt Schaum.«

Währenddessen schlüpfte ich schnell in die

Kleider. Die Taschenlampe in der Hand, rannte ich mit Daudi zurück zum Krankenhaus.

Mafutas unförmige Gestalt lag am Boden. Er stöhnte schrecklich. »O-o-o-oh, j-a-a-a-a, jah! jah! Kah, kah, kah!« Und dann kam plötzlich wieder ein langer gellender Schrei, als würde eine Fräse auf einen Nagel stoßen.

Die Untersuchung war schwierig, denn er rollte sich auf dem Boden hin und her. Beim Schein der Lampe konnte ich sehen, dass seine Augen ganz gelb waren. Es war mir bald klar, dass es seine Gallenblase war, die ihm so übel mitspielte. Schnell machte ich eine Spritze mit zwei verschiedenen Mitteln fertig und verabreichte sie ihm. Während wir ihn wieder auf sein Lager hoben, erklärte ich Daudi den Hergang der Krankheit. Mafuta schien nicht zuzuhören.

»Siehst du, von der Gallenblase aus geht ein kleiner enger Durchgang ins Innere, in den Verdauungstrakt.«

»Verdauungstrakt?«, fragte Daudi. »Du meinst wohl den Weg, durch den die Nahrung geht?«

»Ja«, erklärte ich, »gerade das meine ich. Nun kann es, besonders bei fetten Leuten, vorkommen, dass sich in der Gallenblase ein kleiner, runder Stein bildet, der leicht in diesen engen Durchgang gerät. Wenn der Stein klein ist, mag er durchschlüpfen, ohne große Schmerzen zu verursachen. Ist er aber größer, so verstopft er das Kanälchen, der Patient hat schreckliche Schmerzen und wird ganz gelb. Ich gab

ihm mit der Spritze eine schmerzstillende Medizin, die gleichzeitig den kleinen Schlauch weitet und den Stein weitergleiten lässt. Bald wird er sich besser fühlen.«

Mafuta klagte: »Kah ... kah ... oh ...«

Ein gläserner Blick kam in seine Augen, und dann sagte er mit einer Stimme, als spreche er im Traum: »Die Füße des Zauberdoktors, die Füße des Zauberdoktors schleichen, schleichen um mein Haus.«

Er zog die Beine an sich und stöhnte wieder. »Oi, oi ... jah, jah, jah! Kah! Stampft er nicht mit dem Fuß auf den Boden vor meiner Tür? Kah! Der Zauber wird mich töten.«

Er schien dem Wahnsinn nahe, als er jetzt wieder vom Bett aufsprang. Aber seine Kräfte verließen ihn. Mit einem schwachen Stöhnen sank er bewusstlos zusammen.

Es waren schlimme fünf Minuten, bis wir ihn wieder zu sich brachten. Zwei Spritzen musste ich ihm geben, bis endlich seine Augenlider zuckten und sein Puls sich etwas erholte. Wir halfen ihm wieder in sein Bett, wo er keuchend liegen blieb. Ich nahm Daudi beiseite.

»Wir dürfen nicht vergessen, dass auch sein Herz schwach ist. Ihm könnte leicht etwas zustoßen.«

In diesem Augenblick flog die Tür auf, und einer seiner alten Freunde stürzte herein, ohne uns zu beachten.

»Oh, meine Mutter!«, schrie er händeringend. »*Ja-jague*, großes Unglück kommt über uns. Ich sage dir,

Makaranga, der Häuptling, ist wütend auf dich. Und ich habe Mganga, den Zauberdoktor, heimlich in sein Haus gehen sehen. Wehe, wir werden Schlimmes erleben!«

Ich erwartete, dass mein Patient bei dieser aufregenden Nachricht wieder in Ohnmacht fallen würde, und hatte eine weitere Spritze für den Notfall bereit. Aber statt Angst und Ohnmacht kam eine fürchterliche Wut über ihn, und er brüllte wie ein Stier. »Kah! Nie wird meine Tochter das Innere seines Hauses sehen. Ich bin derjenige, der zu Recht wütend sein könnte. War es nicht sein Ring an meinem Finger, der mir so viel Schmerzen verursacht hat? Sie soll einen anderen heiraten, und er kann in den Mond gucken.«

Ich stand neben Daudi, der seine Spritze auskochte, die wir eben gebraucht hatten. »Buana«, flüsterte er mir zu, »er hat seine Meinung geändert.«

»Ja, wirklich! Geh schnell und hol Simba, er ist im Trommelhäuschen.«

Bald stand der Jäger unter der Tür und Daudi neben ihm. Daudi kam zu mir herüber. »Buana, ich habe ihm erklärt, wie die Sache steht. Es wäre gut, wenn du uns jetzt alles Weitere überlassen würdest. Wir wissen am besten, wie wir zum Ziel kommen.«

Ich nickte und zog mich in eine Ecke zurück.

»Mbukua«, sagte Simba.

Mafuta warf ihm einen Blick zu. »Mbukua«, antwortete er, und seine gelben Augen hatten etwas Schlaues.

Simba wandte sich an mich. »Buana, seit ich deine Medizin nehme, habe ich meine volle Kraft wieder. Ich komme, um dir zu sagen, dass ich wieder auf die Jagd gehen will. Ich werde ein reicher Mann werden, wenn ich weiter Leoparden und Riesenschlangen fange wie früher. Ihre Felle lassen sich heutzutage sehr teuer verkaufen.«

Mafuta richtete sich im Bett auf. Alle Geldangelegenheiten schienen ihn zu interessieren. Daudi flüsterte mir ins Ohr:

»Buana, nimm Simba mit dir hinaus, dann werde ich die Verhandlung einleiten. So machen wir es in unserem Stamm. Geh nicht zu weit weg. Ich werde euch später erzählen, wie es abgelaufen ist.«

Wir waren noch nicht lange draußen, als Daudi zu uns trat. »Buana, der alte Mafuta legt großen Wert darauf, dass seine Tochter bald günstig an den Mann gebracht wird. Daher sagte ich zu ihm: ›Kannst du einen besseren Mann für Perisi finden als einen solchen Jäger, der sie verteidigen kann und mit ihr auch dich, ihren Vater? Das ist einer, der das volle Heiratsgeld von 30 Kühen bezahlen kann«, und – Buana, er war einverstanden!«

Simba packte Daudi bei der Schulter. »Was?«, rief er, »sag das noch einmal.«

»Ja, das will ich«, sagte der Pfleger und machte sich frei, »wenn du mich nicht vorher umbringst. Kah, Mann, du hast Kraft.«

Noch einmal fing er an, von vorne zu erzählen. Dann wandte sich Simba zu mir: »Buana, wirklich,

das muss Gottes Hand gewesen sein. Noch heute Morgen gab es keine Hoffnung, alles schien ganz unmöglich; und jetzt hat sich alles geändert.«

»Ja«, gab ich zu, »Mafuta hast du auf deiner Seite, aber Makaranga wird sich nicht so leicht zufriedengeben. Und ich glaube auch, dass diese Zauberleute vom Teufel alle erdenkliche Unterstützung erhalten werden, einzig aus dem Grund, weil du versuchst, Gott zu dienen. Denn wo immer der Teufel Gottes Werk zerstören kann, da wird er es tun.«

»Heh«, lachte Simba, »bis heute hat der Teufel in dieser Sache nicht viel Erfolg gehabt.«

»Pass auf, Simba, Schaitani hat viele Listen.«

Daudi stellte währenddessen praktische Überlegungen an.

»Buana, wir sollten die erste Anzahlung von Kühen gleich jetzt machen, damit die Verlobung abgeschlossen ist.«

»Aber«, entgegnete Simba, meine Kühe sind ja eine Tagereise von hier entfernt!«

»Dann kaufst du eben andere. Buana wird dir schon dreißig Schillinge leihen.«

»Heh, aber ich habe ja selbst zweiunddreißig Schillinge bei mir.«

»Schau, Simba, in diesen Tagen, da jeder Geld braucht, um die Steuern zu bezahlen, kannst du leicht eine Kuh für zehn Schillinge erhalten.«

Während einer Viertelstunde handelten sie nun um Kühe, diese buckligen, gedrungenen Tiere, die kaum einen halben Liter Milch am Tag geben und

bei den Eingeborenen von Tanganjika anstelle des Geldes als Zahlungsmittel dienen.

Als Daudi vom Krankenseingang zurückkam, rief ich ihm zu:

»Eigentlich ist es nicht gut, dass ein Mann seine Frau für Kühe kaufen muss. Das ist eine Unsitte.«

»Eh«, antwortete erstaunt mein afrikanischer Pfleger, »sicher verstehst du das nur nicht, Buana. Die Kühe sind nicht eigentlich ein Kaufgeld, vielmehr eine Gewähr für den Bestand der Ehe, oder so sollte es wenigstens sein. Ein Mann kann seine Frau nicht verlassen und seine Kühe zurückverlangen, außer wenn sie die Gesetze des Stammes verletzt hat. Andererseits, wenn ein Mann seine Frau schlecht behandelt, darf sie von ihren Leuten ins Vaterhaus zurückgeholt werden, ohne dass die Kühe zurückgegeben werden müssen.«

»Aber wer soll in solchen Streitfällen entscheiden? Da gibt es sicher oft erbitterte Kämpfe?«

»Ng'o, Buana«, Daudi schüttelte den Kopf. »Der Häuptling hört sich beide Parteien an und fällt das Urteil.«

»Mhm –, ja dann ist eigentlich mehr dahinter, als ich auf den ersten Blick mit meinen europäischen Augen sehen konnte.«

Der Pfleger lachte. »Buana, sollten wir nicht gehen und Perisi die ganze Geschichte erzählen? Im Grunde betrifft es sie neben Simba am allermeisten.«

So gingen wir zusammen zur Missionsschule hinüber. Unterwegs hielten wir unter einem Baum an,

um Gott für die Erhörung unseres Gebets zu danken. Eine kurze Weile waren wir ganz still. Dann sagte ich: »Daudi, in Gottes Buch steht, dass wenn wir in Jesus bleiben und sein Wort in uns bleibt, unsere Bitten immer irgendwie in Erfüllung gehen.«

»Das ist wahr, Buana, wir haben es heute erfahren.«

»Aber Daudi, Gott wird uns nicht immer einen so einfachen, bequemen Weg gehen lassen. Und ich könnte mir denken, dass eben jetzt der Teufel versucht, alles über den Haufen zu werfen; vielleicht als Erstes Simbas Glauben.«

»Aber warum? Wieso sollte Gott das erlauben?«

»Kah, Daudi, ein Mann, der nur Ratten jagt, dessen Mut wird nicht wachsen, der lernt nicht, worauf es bei der Urwaldjagd ankommt. Bei der Löwenjagd aber, beim Kampf gegen Zähne und Klauen, wird er sich zum geschickten Jäger entwickeln. Verstehst du?«

Der Afrikaner nickte. »Gott will unsere Seele im Kampf mit dem Bösen stark und bereit machen, damit sie ihm dienen kann.«

Ein Schulmädchen kam den Pfad mit einem Zettel in der Hand heraufgerannt. Außer Atem blieb es stehen. Ich las die wenigen Worte und gab die Zeilen dann Daudi. Langsam las er vor: »Perisi ist plötzlich zusammengebrochen. Bitte kommen Sie sofort. Sie sieht totenbleich aus.«

In Gefahr

Das Bett, das in der üblichen Art eine Matratze aus kreuzweise gespannten Schnüren hatte, schien mitzuzittern unter den Fieberschauern des afrikanischen Mädchens, das in Decken gehüllt darauf lag. Seine Zähne schlugen aufeinander, und sein ganzer Körper wurde vom Fieber geschüttelt. Ich fühlte den Puls und fand ihn schnell und unregelmäßig. Ich kritzelte ein Rezept auf ein Stück Papier und übergab es Daudi. Er nickte und rannte davon, um in der Apotheke Arznei herzustellen. Während ich stand und wartete, dass der Schüttelfrost abklingen würde, wurde mir klar, dass das Mädchen sehr schwer krank sei. Ich wandte mich an Setschelela, die vom Krankenhaus heruntergekommen war.

»Setschi, hast du gehört, ob Perisi kürzlich von der Schule abwesend war? Hat sie eines der umliegenden Dörfer besucht, oder war sie auf Reisen?«

»Heh«, sagte die Alte, »war es nicht vor einer Woche, Buana, dass sie über die großen Sümpfe ging in der Richtung des Ruaha-Flusses? Das ist eine Gegend mit zahlreichen stehenden Gewässern, und es wimmelt dort von allen möglichen Insekten.«

»Oh«, erwiderte ich, »dann ist es wohl sicher, dass sie sich eine heftige Malaria zugezogen hat; und doch – irgendwie –« Voller Zweifel schüttelte ich den Kopf.

Daudi war ganz außer Atem, als er mit der Medizin zurückkam. Wir richteten das Mädchen auf und gaben sie ihm. Daraufhin wurde es ruhiger. Mit schwacher Stimme erklärte es: »Buana, in dem Haus, wo ich schlief, waren nicht nur Moskitos, sondern auch Zecken. Kah, Buana, sehr viele. Sie kamen nachts heraus und überfielen mich. Stell dir vor, am Morgen fand ich fünfzehn auf mir – große, dicke Scheusale, von der Größe deines Daumengliedes.«

Die alte Setschelela nickte. »Heh – Buana, das könnte schon sein. Vielleicht hat sie auch gleichzeitig zwei Krankheiten.«

Daudi trug eine Blechschachtel unter dem Arm. Er öffnete den Deckel und schaute mich fragend an. Ich nickte. Er nahm aus der Schachtel eine kleine Glasscheibe, so groß wie eine Bahnfahrkarte, ein Fläschchen mit Alkohol und eine Nadel. Perisis Daumen wurde mit Alkohol abgerieben, dann ein Stich mit der Nadel, und der kleine Blutstropfen wurde sorgfältig auf das Glasscheibchen gestrichen. Daudi rieb den Daumen noch einmal mit Alkohol ab und sagte:

»Heh, Buana, wir werden ja bald sehen. Das Mikroskop wird uns sagen, was für eine Krankheit es ist.«

»Kah, Daudi, ich hoffe, du hast recht, aber irgendwie gefällt mir die Sache gar nicht.«

»Buana«, erklärte Perisi, »an einer Stelle, wo viele Bäume und Giraffen waren, auch viele wunder-

schöne Schmetterlinge, da stand ich still und schaute mir eine Leopardenfalle an, die dort neben einem Wassertümpel aufgestellt war. Da wurde ich von vielen *mbungo* gestochen.«

»Tsetse-Fliegen«, wiederholte Daudi leise.

»Sss ...« Ich stieß pfeifend die Luft durch die Zähne. »Daudi, dann ist es vielleicht die Schlafkrankheit. Ich hoffe nur, dein Blutabstrich hilft uns auf die Spur.«

Wohl eine halbe Stunde saßen wir am Mikroskop, das Blut aufs Gründlichste untersuchend. Aber wir fanden keine Anzeichen von Malaria oder Zeckenfieber; auch Trypanosomen, die die Schlafkrankheit verursachen, waren nicht zu sehen.

An jenem Abend wurde Perisi ins Krankenhaus gebracht. Da lag sie mit einer Temperatur von vierzig Grad, schwer erkrankt an einem Fieber, dessen Ursache ich nicht finden konnte. Ich saß und studierte und erwog alle Möglichkeiten. Es musste doch eine Malaria sein. Es kam oft vor, dass man die winzigen Erreger in den Blutkörperchen nicht fand. So beschloss ich, sie als Malariafall zu behandeln, und gab ihr sehr sorgfältig eine Chinineinspritzung in eine Vene.

Die Dämmerung brach herein, als ich aus dem Krankenhaus kam. Krähen flogen vorüber. Andere saßen auf dem Affenbrotbaum, schauten mit ihren glänzend schwarzen Augen auf mich herunter und krächzten. Da sauste ein Stein durch die Luft, und

sie flatterten schimpfend davon auf einen anderen Baum. Hinter mir war Simba.

»Buana«, fragte er, »was hast du für Nachrichten?«

»Gute Nachricht«, antwortete ich, wie es die afrikanische Sitte vorschreibt, »aber sie ist sehr krank.«

»Was kann ich tun, Buana?«

»Im gewöhnlichen Sinne kannst du nichts tun, Simba, aber ich möchte, dass du betest und Gott bittest, er möge mir helfen, herauszufinden, wie ich Peris Fieber am besten bekämpfen kann.«

»Kah, Buana, das will ich tun und nicht müde werden.«

Ich legte meine Hand auf seine Schulter.

»Vergiss nicht, mein Freund, dass es in Gottes Buch heißt: ›Wo zwei unter euch eins werden auf Erden, worum es ist, dass sie bitten wollen, das soll ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel.« Diese Worte sagte Jesus selbst. Sind wir nicht eins in dieser Sache? Also lass uns beide Gott bitten.«

Ich sah ihm nach, als seine kräftige, elastische Gestalt durch die Abenddämmerung schritt.

Vom Krankenhauseingang her kam eine komische Figur, eingehüllt in eine hochrote Wolldecke.

»Buana?«, hörte ich eine schrille Stimme. »Buana, oh Buana, du musst mir helfen. Buana, du musst, du musst! Meine Tochter darf nicht sterben. Sie soll nicht sterben, sie darf nicht sterben. Wenn sie stirbt, was geschieht dann mit meinem Reichtum? Wie kann ich Heiratsgeld für eine tote Tochter verlangen?«

Meine Hand ballte sich zur Faust. Die Stimme wurde immer schmeichelnder. »Buana, gib ihr die richtige Medizin. Wenn du ihr die richtige Medizin gibst, will ich dir eine Kuh schenken; eine Kuh, Buana, damit meine Tochter gesund wird. Buana, gib ihr die beste Medizin, die stärkste, die du besitzt; diejenige, die du für dich selbst brauchst.«

In meinem Innern kochte es. Aber Daudi kam mir zuvor. Er packte die rote Wolldecke und zog den Schwarzen, der darin steckte, zu sich heran.

»Du gehst sofort ins Bett!«, fuhr er ihn an. »Fordere nicht Buanas Wut heraus. Er macht sich nichts aus Geld. Er will deine Kuh gar nicht. Mit Freuden würde er das Leben deiner Tochter retten, aber nicht aus Habgier!«

»Hongo«, sagte ich verächtlich und drehte mich auf dem Absatz um. »Es geht ihm gar nicht so sehr um die Gesundheit oder das Leben seiner Tochter als vielmehr um die Kühe, die er als Heiratsgeld für sie erhält.«

Drüben am Horizont sah ich Simbas Gestalt als Silhouette gegen den Nachthimmel. Er dachte nur daran, wie er dem Mädchen, das er liebte, am besten helfen konnte. Und hier, neben mir, stand diese schlappe Gestalt von Perisis Vater. War nicht seine fette, abstoßende Figur ein Abbild seiner Habgier?

Eine Woche verging – eine Woche, in der es der jungen Kranken immer schlechter ging. Ohne genau herauszufinden, was ihr eigentlich fehlte, versuchte ich alle möglichen Mittel, immer in der Hoffnung, das

Richtige zu treffen. Aber keines von ihnen schien zu helfen, und Perisis Leben schwand langsam dahin.

Am Rand des Abgrunds

Ich legte die sorgfältig geführte Fieberkurve weg und schaute auf.

»Schwester, ich glaube, da ist kein Zweifel mehr. Perisi hat Typhus. Es ist nur gut, dass wir sie von Anfang an hierhergebracht und als ansteckend behandelt haben. Sonst hätten wir jetzt wahrscheinlich eine Epidemie im Krankenhaus.«

Ich schaute auf die junge Afrikanerin. Sie war schwer krank. Ihre Augen waren eingesunken, und die Wangenknochen standen erschreckend hervor. Ihre Lippen waren trocken und rissig. Ich wandte mich wieder an die weiße Pflegerin, die neben mir stand.

»Schwester, ich fürchte, Sie dürfen nicht mehr in die Nähe dieser Kranken kommen. Wenn Sie die Mütter und ihre Neugeborenen betreuen sollen, dürfen wir Sie nicht dieser Ansteckungsgefahr aussetzen. Ich will versuchen, Setschelela für diese Pflege zu gewinnen. Ich bin mir sicher, dass sie Tag und Nacht an Perisis Bett wachen wird, wie es sonst niemand tun würde.«

Bald darauf saß ich neben Setschelela auf den Treppenstufen und versuchte, ihr zu erklären, um was es bei Perisis Pflege ging.

»*Hulicise*«, begann ich, »hör zu – das sind die Dinge, auf die du achten musst: Wenn sie fröstelt,

wenn sie sich über plötzliche, stechende Schmerzen im Bauch beklagt oder wenn ihr Puls schneller wird, so lass es mich sofort wissen, sei es bei Tag oder bei Nacht; denn die Gefahr könnte sehr groß sein.«

Bevor ich an jenem Nachmittag das Krankenhaus verließ, suchte ich noch alle Instrumente zusammen, die im Notfall für eine Operation nötig wären, und legte sie zum Auskochen in den Sterilisator im Operationssaal. Dabei hoffte ich, dass wenn überhaupt eine Operation nötig sein würde, sie nicht bei Nacht stattfinden müsse. Komplizierte Operationen auszuführen mit den beschränkten Mitteln, die mir in meinem Buschkrankenhaus zur Verfügung standen, war schwierig genug bei Tageslicht; sie aber nachts zu machen, mit zwei gewöhnlichen Taschenlaternen als Lichtquelle, war fast ein Ding der Unmöglichkeit. Ich stellte eine Flasche mit Äther bereit und prüfte meinen selbst hergestellten Narkoseapparat, der aus einer Flasche, einer Fußballblase, der Autopumpe und einigen Metern eines dünnen Gummischlauches bestand. Alles war bereit für den Notfall.

Als ich gerade gehen wollte, ertönte eine tiefe Stimme.

»Hodi, Buana.«

Ich erkannte Simbas Stimme.

»Herein!«, antwortete ich.

»Buana«, fragte er, »glaubst du, dass Gott stärker ist als Schaitani, der Teufel?«

»Sicher, Simba, warum?«

»Buana, ich habe sehr viel gehört in diesen Ta-

gen. Im Dorf sagen sie, der Häuptling Makaranga habe den Zauberdoctor veranlasst, nicht nur Mafuta, sondern auch Perisi zu verhexen. Buana, das ist der Grund ihrer Krankheit. Verwünschungen haben eine unheimliche Macht, Buana. Oft, ja fast immer sterben die Leute bei uns in Ugogo, wenn solch ein starker Zauber gegen sie wirkt. Buana, ich habe Angst.«

»Kah, Simba, du hast doch Gottes Kraft erfahren dürfen bei deiner Verlobung. – Ist dir das nicht genug?«

Der große Afrikaner fing an zu zittern. Er fasste mich an der Schulter und schüttelte zweifelnd den Kopf.

»Hongo, Simba, fürchte dich nicht. Der Teufel ist machtlos, wenn Gott für die kämpft, die zu seiner Familie gehören.«

Simba schaute mich mit großen Augen an und sagte: »Hongo!«

Ich legte meinen Zeigefinger auf seine Brust.

»Hör zu, ich will dir eine Geschichte erzählen aus der Zeit, in der Elia, der Prophet, lebte und Ahab König war.« Simba setzte sich, das Kinn in die Hand gestützt und seine Augen auf die meinen gerichtet, während ich fortfuhr. »In jenen Zeiten gab es sehr viele Zauberer, und manche von ihnen verbrachten ihre Tage in Anbetung und Darbringung von Opfern. Sie dienten ihrem *mulungu*, ihrem Gott, den sie Baal nannten. Nun behaupteten viele Leute, Baal sei stärker als der allmächtige Gott. Da rief Elia das Volk zusammen. Vierhundertundfünfzig Priester beteten

Baal an; Elia aber war der Einzige, der dem wahren Gott diente. Er forderte die Priester Baals heraus, sie, die dem falschen Gott dienten, und sagte zu ihnen: ›Lasst uns je einen Ochsen nehmen und ihn zum Opfer zubereiten. Dann wollen wir unseren Gott anrufen, dass er selbst Feuer an das Opfer lege. Derjenige Gott, der uns erhört, der soll unser aller Gott sein.‹ Und das Volk sagte: ›So wollen wir es halten, denn dies ist weise gesprochen.‹ Die Gegner Elias wählten als Erste einen Ochsen aus, töteten ihn und legten ihn auf ihren Altar. Und dann begannen sie zu tanzen, zu singen und zu schreien. Kumbel! Je mehr sie tanzten, desto rasender wurden sie. Sie schrien und ritzten sich mit Steinen, sodass das Blut floss. Das Volk stand dabei, gefesselt von dem Anblick. Sie erwarteten das Feuer – aber kein Feuer kam. Elia stand dort, mit einem Lächeln auf dem Gesicht.

›Nur weiter‹, rief er, ›macht mehr Lärm! Vielleicht schläft euer Gott, oder vielleicht ist er auf Reisen gegangen.‹ Sie riefen und sangen und machten immer größeren Lärm. ›O Baal, Baal, höre uns!‹ Aber keine Stimme war zu hören, keine Antwort kam. Sie sprangen in ihrer Raserei auf den Altar, Schaum kam von ihren Lippen. Als die Sonne am höchsten stand, begann Elia, sich über sie lustig zu machen, und sagte wieder: ›Schreit doch lauter, denn er ist ja euer Gott. Vielleicht ist er beschäftigt, oder er verfolgt jemanden. – Vielleicht ist er auch auf Reisen. Schreit nur laut, weckt ihn – er schläft sicher.‹

Ihr Tanzen und Schreien wurde immer wahnsinniger, aber es kam kein Feuer. Die Zeit verstrich – all ihre Raserei war umsonst. Als die Sonne sich neigte, sagte Elia ohne Spott, aber mit einer Stimme, der sie alle gehorchen mussten: ›Kommt herbei.‹ Und das ganze Volk trat herzu. Dann baute er seinen Altar mit zwölf großen Steinen auf und hob einen tiefen Graben rund um den Altar aus. Auf die Steine legte er Holz und darauf die Fleischstücke des Ochsen. Er schickte die Leute, um Wasser zu holen. Vier große Eimer Wasser leerte er über dem Fleisch, das Holz und die Steine aus, sodass das Wasser herunterfloss und die Gräben füllte.«

»Kah, Buana«, unterbrach mich Simba, »aber das nasse Holz konnte ja nicht brennen. Das war nicht klug.«

»Ha, das war es, was Elia wollte. Er wollte dem Volk zeigen, dass es kein Trick war, sondern dass Gott trotz allem am Werk sei, dass Gott viel stärker sei, als die Menschen es sich ausdenken können. Als nun alles bereit war, wurde es ganz still; auch die Zauberpriester hatten aufgehört zu schreien. Elia hob seine Hände zum Himmel und sagte: ›O Gott, lass heute bekannt werden, dass du Gott in Israel bist und ich dein Knecht, und dass ich das alles nach deinen Worten getan habe. Höre mich an, o Gott, dass das Volk erkenne, dass du der Herr bist.‹ Und als er so betete, fuhr das Feuer Gottes herunter und verzehrte das Opfer und das Holz und sogar die Steine und den Staub, den sie aus dem Graben ausgehoben

hatten, und auch das Wasser, das darin war. Und das ganze Volk staunte sehr. Es erschrak und rief: »Der Herr ist Gott, der Herr ist Gott!«

Simba nickte nachdenklich. »Buana, ist diese Geschichte wahr?«

»Ja, Simba, sicher ist sie wahr. Du kannst sie selbst nachlesen in deiner Bibel, im ersten Buch der Könige. Und weißt du, der Gott aus jenen Tagen ist noch derselbe, den wir heute anbeten. Und er ist auch derjenige, der uns in diesem schweren Kampf gegen das Böse und die Ungerechtigkeit helfen kann.«

Lange beteten wir, legten Gott die ganze Lage noch einmal dar und baten ihn, er möchte, wie in den Tagen des Propheten Elia, so auch in Tanganjika seine Macht offenbaren, indem er das Leben Perisis rettete.

Es war beinahe dunkel im Operationssaal, als wir aufstanden. Ich öffnete die Tür und sah eine Gestalt uns entgegeneilen, eine Sturmlaterne in der Hand. Aus der Dunkelheit kam Setschelelas Stimme:

»Buana, schnell, komm und sieh Perisi, aber schnell! Sie fröstelt. Sie sagt, sie habe plötzlich starke Schmerzen hier.« Sie legte ihre Hand auf die rechte Seite, wo normalerweise der Blinddarm ist. Buana, ich habe Perisi noch nie so krank gesehen, nie!«

Ich eilte mit ihr zurück zum Krankenzimmer und machte eine sorgfältige Untersuchung. Jeden Moment wurde mir klarer, dass nur eines helfen konnte: eine sofortige Operation. Mein Herz sank immer

tiefer. Bei Typhus bestand die tödliche Gefahr, dass der Darm durchbrach, und ich wusste wohl, dass die Einrichtungen in unserem Urwaldkrankenhaus wegen Geldmangels nur sehr notdürftig waren. Ich war mir sicher, dass für Perisi, menschlich gesehen, kaum noch Hoffnung bestand. Trotzdem hatte ich ein Gefühl, wie es Elia, der Prophet, gehabt haben könnte. Eine ruhige Sicherheit kam über mich. In voller Zuversicht bereitete ich alles vor, damit Perisi zum Operationssaal gebracht werden könne. Draußen stand Simba. Er fragte:

»Was ist geschehen?«

»Simba, es ist, als sei Wasser über alles ausgeschüttet worden, wie in der Geschichte, die ich dir erzählt habe. Wir befinden uns in einer dunklen Stunde. Perisis Leben steht am Tor der Todesstadt, und doch, wenn auch alles düster aussieht – irgendwie fühle ich ...«

Simba unterbrach mich. »Buana, so geht es mir auch. Schau, spricht nicht die Bibel vom Frieden Gottes, der höher ist als alle Vernunft?«

Ich öffnete die Tür zum Operationssaal. Simba versperrte mir den Weg.

»Buana, ich will bei der Operation helfen.«

»Es gibt nichts, was du tun könntest, nichts, mein Freund.«

»Buana«, sagte Setschelela, »etwas könnte er vielleicht tun ... Wenn wir ihm eine Maske über den Mund binden und eine Haube auf seinen Kopf und ihm einen weißen Mantel überwerfen, dann könnte

er auf einer Kiste stehen und deine große elektrische Taschenlampe halten. Er würde sie mit aller Kraft und ohne zu wanken während der ganzen Operation halten.«

»Buana«, bat der Afrikaner, »lass mich wenigstens das tun.«

»Wisuanu, gut, aber das Licht darf sich während der ganzen Arbeit nicht bewegen, und vielleicht kann es zwei Stunden dauern.«

Der Petrolkocher summte unter dem Sterilisator. Daudi legte mit viel Geschick alles bereit, was an Instrumenten und Verbandzeug gebraucht würde. Zwei junge Männer trugen das todkranke Mädchen herein und legten es sanft auf den Tisch. Ich machte alles bereit für die Narkose. Die Lippen der Kranken bewegten sich. Ich neigte mich zu ihr.

»Buana«, hauchte sie, »vielleicht werde ich sterben.«

»Vielleicht«, flüsterte ich als Antwort, »aber vergiss nicht, Perisi, während ich heute Abend arbeite, liegt die Hand des Meisters über der meinen.«

»Buana«, sagte sie, mit einem Lächeln zu mir aufschauend, »ich kann seine Hand fühlen, die mich hält.« Und dann fragte sie: »Was ist mit Simba?«

Hinter mir hörte ich, wie Simba einen raschen Atemzug tat.

»Perisi«, sagte ich, »er wird die Lampe halten, während ich arbeite.«

Ich streckte die Hand aus und zog den starken Mann zu mir herunter. »Buana«, flüsterte sie, »sag

ihm, dass mein Herz immer noch ruft.« Und dann erkannte sie das Gesicht, das über meine Schulter sah. Sie konnte nur seine Augen über der Maske sehen, aber darin war etwas, das ich selten in jemandes Augen gesehen habe, ob Europäer oder Afrikaner.

»Komm«, sagte ich und ergriff die Narkose-Maske, »während du schläfst, Perisi, und wir arbeiten, lass uns das eine Wort Gottes im Herzen bewahren: ›Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht.««

Ich glaube, alle Anwesenden in diesem Operationssaal mitten im Urwald beteten inständig, während die Minuten langsam auf dem alten, rostigen Wecker vorbeitickten, der auf dem Fenstersims stand.

Die Operation war äußerst kompliziert, aber endlich kamen wir doch zum Ende. Vom Anfang bis zum Schluss hatte ich ausgezeichnet sehen können. Keinen Augenblick hatte sich der helle Schein der Lampe in den starken Händen bewegt. Als ich die letzten Stiche machte, schienen die Batterien zu schwinden.

»Buana«, ertönte die tiefe Stimme hinter mir, »warte nicht auf die, die mit der Bahre kommen. Schau, ich kann sie in meinen Armen in ihr Zimmer tragen, wie man ein krankes Kind trägt.«

Ich ging neben ihm her, als er das Mädchen, das er liebte, auf seinen starken Armen trug. Ich konnte die Worte hören, die er immer und immer wieder flüsterte.

»Gue go mulungu u mulungu lungu! (O, allmächtiger Gott, allmächtiger Gott!)«

Mit unendlicher Zartheit legte er das Mädchen auf das Bett und stand abseits, während Setschelela sie bequem bettete.

»Warte draußen, Simba«, sagte ich, »ich komme bald.«

Ich gab Perisi noch eine Spritze und wartete. Es vergingen zwei Stunden, bis sie aus der Narkose erwachte. Dann ging ich hinaus in den klaren, kalten Mondschein der afrikanischen Nacht. Simba schritt auf und ab.

»Buana, wann werden wir wissen, dass sie auf dem Weg der Besserung ist?«

»Simba, das ist schwer zu sagen, aber etwa in einer Woche wird es sich zeigen. Und wenn sie heute Nacht schläft, ist das schon ein gutes Zeichen.«

»In einer Woche, Buana?« Er schüttelte den Kopf. »Aber was soll ich während dieser ganzen Woche tun?«

»Wir werden stärkende Nahrung für sie brauchen, nicht nur den Porridge vom Krankenhaus. Sie braucht kräftige Suppe – Fleischsuppe. – Könntest du ...?«

Simba lachte laut vor Erleichterung.

»Kah, Buana, du meinst, ob ich Fleisch herbringen könnte? Ha, ich werde auf die Jagd gehen! Perisi soll haben, was sie braucht!«

»Gut«, sagte ich, »aber jetzt, mein Freund, geh

schlafen, damit du morgen früh eine erfolgreiche Jagd hast.«

Es war zwei Uhr morgens, als eine afrikanische Pflegerin kam, um mir mitzuteilen, dass Perisi endlich in einen tiefen Schlaf gefallen sei.

»*Wisuanu*, das ist gut«, antwortete ich, »nun sorg dafür, dass hier Stille herrscht, denn Schlaf ist jetzt für Perisi das beste Heilmittel. Schlaf kann ihr Genesung bringen, wenn überhaupt ...«

In diesem Augenblick ertönte ein gellender Schrei, das unheimliche Geheul, das die Afrikaner anstimmen, wenn jemand gestorben ist. Ich rannte zum Krankenhaus. Wieder und wieder zerriss dieser schreckliche Schrei die Stille der Nacht. Um jeden Preis musste dieser Lärm aufhören.

Daudi und Kefa hatten offenbar dieselbe Überlegung angestellt; denn als ich dazukam, hielten sie Mafuta gefesselt auf dem Boden.

Daudi hielt ein Handtuch über Mafutas Gesicht gepresst.

»Buana«, keuchte er, »ich hielt meine Hand über seinen Mund, um ihn am Schreien zu hindern, aber er hat mich gebissen. Da habe ich versucht, ihn mit dem Tuch zum Schweigen zu bringen.«

Von Mafuta war nur ein ersticktes Röcheln zu hören.

Ich beugte mich zu ihm hinunter und sagte: »Nimm für einen Augenblick das Tuch weg, Daudi.« Und zu Mafuta: »Dass du dich unterstehst, noch einmal zu schreien!«

Mit weinerlicher Stimme sagte er: »Buana, sie wird sterben. Und wenn sie stirbt, dann werde ich ein armer Mann. Und, Buana, wenn ich arm bin, was soll ich dann tun? ...«

Er kam nicht weiter, denn Daudi erstickte das Gejammer unter dem Tuch. Ich ging zur Apotheke hinüber und suchte mit erhobener Laterne, bis ich die richtige Flasche fand. Ich stellte aus Bromkali ein Schlafmittel her und gab dem Alten eine reichliche Dosis. Ich stand selbst dabei, während er die Arznei trank, und ließ ihn dann wieder in sein Bett bringen.

Kefa rief ich zu: »Bleib bei ihm, bis er schläft. Auf keinen Fall darfst du ihn allein lassen. Ich will jetzt nachsehen, ob er mit seinem Geheul bei seiner Tochter Schaden angerichtet hat.«

Die alte Setschelela, die Perisi betreute, musste gespürt haben, dass sich jemand näherte. Sie streckte den Kopf zur Tür heraus, und als sie mich kommen sah, legte sie den Finger auf die Lippen.

»Buana, dieser Lärm hat sie gestört; sie liegt dort, halb schlafend, halb wachend, aber ich glaube, sie wird wieder einschlafen.«

Auf den Zehenspitzen ging ich leise zum Bett der Kranken hinüber und neigte mich über sie. Perisi war bei Bewusstsein und flüsterte mühsam: »Buana, mein Mund ist trocken wie die Sohle einer Sandale«, und sie fuhr mit der Zunge über die spröden Lippen.

Ich hob eine Schale Wasser an ihren Mund. Sie nippte und sank zurück in ihre Kissen. »Buana, das

war gut. Buana, ich glaube nicht, dass ich schlafen kann. Ich habe starke Schmerzen.«

»Perisi, du hast wohl Schmerzen, aber schlafen wirst du nun trotzdem, denn ...«

Damit gab ich ihr eine Morphium-Spritze.

»Heh«, sagte sie, »wird das die Schmerzen lindern?«

Ich nickte im Halbdunkel. Sie stieß einen leichten Seufzer aus und schien dann wieder in Schlaf zu fallen. Während ich dort stand, in der tiefen Stille der afrikanischen Nacht, bemerkte ich plötzlich eine Gestalt vor der Tür, die mir aufgeregt winkte. Es war Daudi. Leise ging ich zu ihm hinüber.

»Buana«, flüsterte er außer Atem, »schnell, renn, renn auf Leben und Tod!«

Tod und Wendung

»Buana«, sagte Daudi, während wir rannten, »es ist wegen Mafuta. Es ist schrecklich. Er hat eine Ohnmacht und sieht entsetzlich aus.«

So schnell wir konnten, eilten wir durch das Tor zur Männerabteilung, wo mir im Garten der Schatten eines Granatapfelbusches auffiel, der sich scharf von der weißen Mauer abhob. Eigenartigerweise ist mir dieser Eindruck stets im Gedächtnis haften geblieben.

Im Saal fand ich Mafuta, gestützt von dem erschrockenen Pfleger. Meine Finger griffen nach dem Puls. Ein sechster Sinn sagte mir, dass hier der Tod bereits vor der Tür stand.

In aller Eile machten wir auf einem kleinen Spirituskocher eine Spritze bereit, und bald lag Mafuta, still in seine Kissen gebettet, unter der wohltätigen Wirkung des Morphiums da.

»Buana«, fragte Daudi besorgt, »wir haben ihm doch nichts angetan, als wir mit ihm rangen, vorhin, als er Lärm machte?«

»Nein, Daudi. Es ist das Zusammenwirken von verschiedenen Umständen, die hier das Ende herbeigeführt haben. Das Leben, das Mafuta geführt hat, war sehr ungesund.«

Der Afrikaner hob die rechte Augenbraue: »Hongo, Buana, das ist wahr!«

»Weißt du, Daudi, in der Bibel steht, dass wir, wenn wir Wind säen, Sturm ernten, und an einer anderen Stelle: ›Irret euch nicht! Gott lässt sich nicht spotten; denn was der Mensch sät, das wird er ernten!‹ Mafuta erntet jetzt, was er gesät hat. Und was für eine Ernte ist das!«

Zwei Stunden lang lag der alte Afrikaner, ohne das Bewusstsein zurückzuerlangen. Plötzlich seufzte er. Meine Finger fühlten den Puls flackern und dann stillstehen. – Draußen vor dem Fenster ertönte der markdurchdringende Schrei des Todes – dann lautlose Stille.

»Kah, Buana«, flüsterte Daudi, »das war einer der Spione des Häuptlings Makaranga.«

Es dämmerte am Horizont, als Daudi und ich den Krankensaal verließen. Wir standen und schauten hinaus über die Ebene und horchten auf die Trommelschläge im nächsten Dorf.

Mein Begleiter berührte meinen Arm.

»Buana, sie geben die Nachricht schon weiter. Du wirst sehen, in kurzer Zeit weiß es die ganze Gegend, dass Mafuta zu seinen Vorfahren gegangen ist. Das wird viel Aufregung und Unruhe mit sich bringen; denn siehst du, ich habe gestern gehört, dass Mafuta von Makaranga bereits drei Kühe angenommen hatte, sie aber schon wieder verkauft hat. Der Häuptling wird jetzt seine Kühe zurückverlangen, und Mafutas Verwandte werden sie ihm geben müssen – es sei denn, dass Makaranga die Verlobung mit Perisi aufrechterhält.«

Daudi schüttelte den Kopf über diesen schwierigen Fall.

»Ich habe gehört, Buana, dass der einzige Verwandte, den Mafuta hier hatte, weggezogen ist, aus Angst, das Unglück, das seinen Vetter verfolgte, könne auch ihn erreichen. Und so hat natürlich der Häuptling ein Anrecht auf Perisi, wenn nicht ...«

»Ja«, sagte ich, »da hat nun wohl auch Simba ein Wort zu sagen. Aber, wenn nun keine Verwandten mehr da sind, wer wird das Heiratsgeld erhalten?«

»Kah«, antwortete Daudi, »wenn keine Verwandten da sind, dann hätten die Pflegeeltern das Recht, das Heiratsgeld zu verlangen; denn zu ihrer Familie gehört sie doch.«

»Richtig, und wer sind diese Pflegeeltern?«

»Heh, ist sie nicht von der Missionsschule erzogen worden?«

Ein dunkler Schatten fiel auf die Wand. Ein Afrikaner kam mit einem langen Speer auf uns zu. Der Schatten ließ ihn unheimlich groß erscheinen.

»Kah«, flüsterte Daudi, »wer ist das?«

Gleich darauf fragte eine Stimme: »*Hodi, Hodi?*« (Darf ich hereinkommen?)

Daudi rannte zum Tor und öffnete. Simba stand davor. »Kah«, sagte er, »ich habe die Nachricht durch die Stimme der Trommeln gehört. Ich komme, um zu helfen.«

»Simba, schau, wir sind in großer Verlegenheit. Es sind keine Verwandten da, die für Mafutas Begräbnis sorgen. Da ist niemand, der dem Häuptling

seine Kühe zurückzahlt, die der Alte von ihm erhalten hat.«

»Kah«, sagte Simba, »nicht allein das! Morgen früh werden Leute von Makaranga hierherkommen und mit Perisi sprechen wollen. Das wird sie beunruhigen und vielleicht, vielleicht, Buana, wäre das zu viel für sie.«

»Dafür werde ich schon sorgen, wenn ...«

Simba unterbrach mich eifrig: »Buana, auch ich kann für manches sorgen. Schau, ich kann die Kühe zurückzahlen, und ich kann auch die Pflichten eines Verwandten erfüllen. O, was auch immer es sei, ich will es gerne tun.«

»Dann, glaube ich, werden wir zwei schon fertig mit all diesen Schwierigkeiten.«

Simba nickte.

Beim ersten Morgengrauen falteten wir unsere Hände und baten Gott, er möge uns helfen, dieses Knäuel zu lösen und den rechten Weg aus der schwierigen Lage zu finden. Während einer Weile war es ganz still; dann begann Simba nachdenklich mit seiner großen Zehe Figuren in den Sand zu zeichnen.

»Buana«, meinte er, »ich habe eben überlegt: Als die Sonne unterging, konnte Mafuta noch wählen, welchen Weg er einschlagen wolle. Jetzt aber kann er nicht mehr wählen. Das Tor des Todes ist plötzlich zugeschlagen.«

»Heh«, sagte Daudi, »und habe ich nicht gestern Nachmittag an dieser Stelle mit ihm gesprochen? Ich

sagte ihm, dass der Weg der Reichen schlüpfrig und gefährlich sei. Ich erinnerte ihn an die Geschichte, die Jesus von dem Mann erzählte, dessen Ernte so groß gewesen ist, dass er in seinem Herzen glaubte, sein Reichtum und seine Nahrung würden auf viele Jahre hinaus genügen. Aber Gott sagte zu ihm: ›Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern, und wem wird es gehören, was du bereitet hast?«

»Buana«, fuhr Daudi fort, »ich habe ihm all das gesagt, aber er wollte nicht hören. Da sagte ich ihm auch, dass die größte Sünde derjenige auf sich lädt, der sich von Gott abwendet und sein größtes Geschenk, die Vergebung, ausschlägt. Aber, Buana, er wollte nichts davon hören. Er sagte nur: ›Kah, was kümmert mich das?« Buana, das war noch vor wenigen Stunden, und wo ist seine Seele jetzt?«

»Daudi, vielleicht ist das für viele, die davon hören werden, eine ernste Warnung!«

Mit diesen Gedanken verließ ich die beiden und schritt durch die Maisfelder auf mein Haus zu.

Ich war gerade beim Frühstück, als ich, durchs Fenster schauend, einen imposanten Zug daherkommen sah, der sich langsam den Hügel zum Krankenhaus hinaufwand. Inmitten einer Gruppe von Afrikanern schritt ein Häuptling, in farbige Tücher gekleidet, einen roten Fez auf dem Kopf. Über dem langen weißen, nachthemdartigen *kanzu*, das bei Afrikanern so beliebt ist, trug er eine dicke karierte Jacke.

»Buana«, sagte Daudi, der zu meinem Haus geeilt

war, »sei auf der Hut, da kommt Makaranga; er ist ein richtiger Störenfried, ein Mann, der überall Unruhe stiftet.«

»Schau, Daudi, ob das Tor zum Krankenhaus geschlossen ist, und sag dem Häuptling, er möchte so gut sein und zum Haus der Verhandlungen kommen, damit wir sein Anliegen besprechen können. Aber gib acht, dass Perisi von keinerlei Lärm gestört wird.«

So kam es, dass ich etwa eine Viertelstunde später den Häuptling und sein Gefolge begrüßte. Daudi und Simba saßen neben mir auf dreibeinigen Schemeln. Wir sprachen nach afrikanischer Art von vielerlei Dingen, bevor wir zum eigentlichen Thema unserer Verhandlungen kamen. Plötzlich sprang Simba auf, eilte zur Tür und sagte mit lauter Stimme:

»Schaut, der große König von Ugogo ist gekommen.«

Jedermann stand auf, als der feine, alte Afrikanerkönig ins Zimmer trat. Er lächelte über sein ganzes Gesicht, als er jetzt die Runde machte, jedem die Hand schüttelte und sich dann ebenfalls setzte.

Niemand im ganzen Land würde uns besser helfen können. Sein Urteil war absolut unparteiisch, und sein Wort galt als Gesetz.

»Mutemi«, begann ich, »wir sind froh, dich hier zu sehen. Sieh, wir haben eine wichtige Sache zu besprechen, und deine Weisheit wird uns eine große Hilfe sein. – Ist es nicht so?« Ich wandte mich an Makaranga.

»Heh, Buana, das ist wahr.«

Nun erzählte ich ihm die ganze Geschichte, über die er, wie es schien, bereits unterrichtet war.

»Buana«, sagte der König, »bei uns gilt der Brauch, dass die Kühe von den Verwandten des Verstorbenen zurückgezahlt werden, es sei denn, derjenige, der die Kühe übergeben hat, möchte die Verlobung aufrechterhalten.« Er wandte sich an Makaranga und hob fragend die Augenbrauen.

»Kah«, sagte der Häuptling, mit dem prächtigen Knopf seiner Jacke spielend, »weshalb hätte ich denn die Kühe übergeben, wenn nicht mit dem Gedanken, das Mädchen zu heiraten?«

»Hongo«, erwiderte ruhig der alte afrikanische König, »aber Buana sagt mir, dass das Mädchen zurzeit sehr krank sei, ja, sogar vor den Toren des Todes stehe.«

»Kah«, entgegnete Makaranga, »schau, das sind die Worte Buanas, weil er nicht will, dass ich das Mädchen heirate. Da ist ein anderer, den er bevorzugt.«

Ich schaute auf Simba. Sein Gesicht verriet nicht den leisesten Ausdruck der Unruhe. Mir war aber, als sei nun alles verloren. Plötzlich steckte Setschelela ihren Kopf zur Tür herein.

»Buana«, rief sie mit dringlicher Stimme, »Buana, bist du hier?«

»Ja«, sagte ich und trat hervor.

»Buana, Perisi hat aufgehört zu atmen. Sie ...«

Ich wartete nicht länger, sondern rannte davon,

gefolgt von Daudi und Simba. Neben dem Bett des Mädchens kauern, das Stethoskop am Ohr, horchte ich auf seine Herzschläge, die nur ganz schwach vernehmbar waren. Ich schaute zur Tür. Dort stand Simba mit angstvoll fragendem Blick. Bevor ich ein Wort sagte, nahm ich die Spritze, die für diesen äußersten Notfall bereitlag, und setzte der Kranken die Injektion. Dann erst wandte ich mich an den Afrikaner.

»Simba, es gab eine Zeit, da warst du, wie Perisi jetzt, dem Tod sehr nahe. Was du damals brauchtest, das braucht sie jetzt. Als du es nötig hattest, da gab sie dir von ihrem Blut.«

»Hongo«, sagte Simba, und ein Lächeln huschte über sein Gesicht, »das ist endlich etwas, das ich für sie tun kann. Ich will einen ganzen Eimer voll geben.«

Ich eilte hinüber in den Pathologieraum, um die nötigen Untersuchungen zu machen und die Bluttransfusion schnellstens einzuleiten. In meiner Eile achtete ich nicht auf den fremden Afrikaner, der an mir vorbeirannte. Später hörte ich, dass er außer Atem zu den versammelten Leuten des Häuptlings gekommen war, wo über Perisi hin und her verhandelt wurde. Er hatte Makaranga ins Ohr geflüstert: »Das Mädchen liegt im Sterben; nimm schleunigst deine Kühe zurück, bevor du sie verlierst.«

Im Nu war die Situation eine andere.

»Kah«, rief Makaranga, »ich will meine Kühe zu-

rück. Was soll ich mit einer Frau, die keine Kraft hat. Lasst uns die Sache ins Reine bringen.«

»Gut«, sagte der König, »die Kühe werden dir bis heute Abend bei Sonnenuntergang übergeben, wie es bei uns üblich ist. Das *shauri* ist beendet.«

Eine Stunde vor Sonnenuntergang waren wir fertig mit der Bluttransfusion. Simba saß auf dem Boden und beobachtete jede meiner Bewegungen. Ich zog die Nadel heraus und klebte ein kleines Heftpflaster auf die Stelle. Ich horchte wieder mit dem Stethoskop, und diesmal vernahm ich regelmäßige und kräftige Herzschläge.

»Alles wird gut, Simba. Nun lauf und hol die Kühe für den Häuptling.« Ich stand auf und streckte meine Glieder. »Das war ein Tag! Aber sicher dienen alle Dinge denen zum Besten, die Gott lieben.«

Er nickte. »Und die ihm gehorchen«, ergänzte er.

»Ja, das ist wahr«, sagte ich. »Nun geh aber, Löwenjäger. Komm morgen früh kurz nach Tagesanbruch hierher, dann wirst du hören, wie es Perisi geht.«

Genesung

Drei Wochen später stand ich auf der Veranda und schaute über das Dach des Operationssaales ins Weite. Gerade traten zwei Gestalten aus dem Dornengestrüpp heraus in die helle Sonne der Ebene – ein großer Mann und eine zweite, kleine Person. Ich konnte nicht erkennen, ob es ein Junge oder ein Mädchen war.

Jede von ihnen schien eine Last auf dem Rücken zu tragen. Schon von Weitem konnte ich die muntere Stimme des Mannes hören, der voranging und ein afrikanisches Jägerlied sang. Als sie näher kamen, war auch die dünne, helle Stimme des kleinen Mädchens zu hören, wenn es jeweils in den Refrain einstimmte.

»Heh, Buana, das ist sicher Simba, und er scheint voller Freude zu sein!«

»Ja, Daudi, vielleicht bringt er uns etwas, das Kraft und Freude in unsere Herzen bringt.«

»Ha, Buana, und auch in unseren Magen!«

In diesem Augenblick kam Simba um die Ecke des Krankenhausbaues. Auf seinen Schultern lag eine Antilope, die er mit Pfeil und Bogen erlegt hatte. Hinter ihm ging ein kleines Mädchen, dessen Gesicht mir bekannt schien. Auf seinen Schultern lag kein Wildbret, aber ein unförmiger Buckel, so groß wie sein Kopf. Ich erkannte in ihm das kleine Mäd-

chen, das damals verschwand, als die Leute von Makali vor unserer angeblichen Zauberkraft flohen.

Als nun seine Verwandten von Perisis wunderbarer Heilung gehört hatten und sahen, dass Simba mit einer Jagdbeute zum Krankenhaus wanderte, erlaubten sie, dass das Mädchen ihn begleite. Zuerst war der Vater etwas zurückhaltend gewesen, da er befürchtete, es werde im Voraus eine Bezahlung von ihm für Operation und Medizin verlangt. Das war natürlich das Übliche bei einem Zauberdoktor. Aber Simba lachte und erklärte, dass die Last, die er auf dem Rücken trage, genügen werde, um das kleine Mädchen für immer von seiner Last auf dem Rücken zu befreien.

Er nahm die Antilope von seinen Schultern und legte sie vor meinen Füßen nieder.

»Buana, ich bin zu Fuß gekommen von dort drüben«, und er zeigte mit dem Kinn auf eine Gruppe Affenbrotbäume, die wohl acht Kilometer entfernt sein mochten. »Heh, siehst du, aber jetzt werde ich mich in den Schatten setzen und zusehen, wie andere das Fleisch zubereiten, und nachher wollen wir essen.«

Daudi und Samson trugen das Tier zum Küchenhaus hinüber und veranstalteten dort auf einem alten Eisenblech eine primitive Metzgerei. Simba stand da, als interessiere ihn gar nichts; aber seine Augen schweiften in die Runde. Plötzlich sah ich auf der Veranda der Frauenabteilung jemanden langsam und mühevoll daherkommen. Es war Perisi.

»Heh«, sagte Simba mit leiser Stimme, dass nur ich es hören konnte, »Buana, sie kann wieder gehen! Kah, aber schau doch, wie mager sie ist. Huh, sicher braucht sie so viel Fleisch, wie ich nur auftreiben kann.«

»Komm mit, wir wollen sie begrüßen.«

Wir gingen hinüber und sagten nach afrikanischem Brauch: »*Mbukua!*«

Sie antwortete: »*Mbukua!*«

Die Begrüßung dauerte eine Weile, wie es sich unter Afrikanern gehört. Dann endlich erkundigte ich mich:

»Wie fühlst du dich heute, Perisi?«

»Buana«, antwortete sie, »wie ginge es dir, wenn du zusammengenäht worden wärest wie ein altes Hemd? Kumba! Meine Haut brennt, wenn ich mich strecke.«

Ich lachte. Sie setzte sich auf den dreibeinigen Schemel und lehnte sich gegen die kühle Mauer. Simba kauerte nieder, gestützt auf seinen Speer. Und plötzlich schien es mir nötig, mich zu entfernen. Dreißig Schritte weiter vertiefte ich mich in den Anblick der Landschaft. Die brennende Hitze flimmerte in Wellen über die trockene Erde. Eine Schar Krähen saß unruhig auf den kahlen Ästen des Affenbrotbaumes. Ich lächelte vor mich hin und dachte darüber nach, was Simba wohl zu Perisi sagen mochte? Da hörte ich eine Stimme hinter mir.

»Buana.« Ich schaute mich um. Es war das kleine Mädchen, das mit Simba gekommen war. »Buana«, sagte es, »wann wirst du auch mir helfen?«

Ich schaute auf ihre Schulter, die mit einem schmutzigen schwarzen Tuch bedeckt war. Ich hob es sanft beiseite und fühlte nach dem unförmigen Klumpen, der ihren Rücken verunstaltete. Er war so groß wie ihr Kopf. Zu meiner Befriedigung stellte ich fest, dass er nicht mit dem Rückgrat verwachsen war. Ich ging mit ihr hinüber zum Krankensaal. Setschelela kam heraus.

»Setschi«, sagte ich, »schau, dass diese Kleine zwei-, dreimal gründlich gebadet wird.« Die alte Afrikanerin rümpfte die Nase und lächelte mir zu.

»Heh, Buana, darum will ich mich kümmern«, kicherte sie.

»Und während du das tust, will ich sehen, wie bald sich Gelegenheit findet, ihr die Bürde abzunehmen.«

Ich ging, um nachzusehen, was ich an brauchbaren Instrumenten für diese Operation hatte. Sie würde nicht sehr schwierig sein, der Kleinen aber große Erleichterung bringen. Simba hatte mir erzählt, dass sie das Gespött ihrer Spielgefährten wegen ihres *cigongo* (Last auf dem Rücken) war.

Der Duft von gekochtem Fleisch stieg aus einem großen Topf auf. Einige Pfleger und Leute aus dem Krankenhaus standen dabei und schauten mit Interesse zu.

Perisi, auf ihrem Stuhl sitzend, erzählte ihnen eine Geschichte.

»Seht«, begann sie, »so war die Geschichte. Es war

einmal ein Mann, der hieß Mukristo, und der war sehr traurig. Er weinte sehr und schrie mit trauriger Stimme: ›Was soll ich tun? Was soll ich nur tun?‹

Seine Frau sagte zu ihm: ›Warum bist du so traurig?‹

Er antwortete: ›Muss ich nicht traurig sein, wo doch eine große Bürde so schwer auf mir lastet?‹«

Das kleine Mädchen erschauerte, aber Perisi streckte ihren Arm aus und zog es an sich. Dann fuhr sie fort:

»Seht, eines Tages las er in seinem Buch, und als er so las, stieg wieder die Traurigkeit in ihm auf, und er schrie mit lauter Stimme: ›Was soll ich tun, was soll ich tun, um von meiner Last befreit zu werden?‹

Da kam jemand daher und fragte ihn: ›Was ist denn dein Kummer?‹

›Sieh‹, sagte Mukristo, ›ich habe in diesem Buch gelesen, dass der Name meiner Bürde *Sünde* ist, und ich fürchte, unter dieser Last werde ich tiefer sinken als ins Grab!‹

›Kah‹, sagte der andere, ›wenn du in solch einer verzweifelten Lage bist, warum tust du nichts dagegen?‹

›Hongo, wo soll ich denn hingehen?‹, fragte Mukristo.

Es wurde ihm ein Weg gezeigt, der durch die Sümpfe führte, durch Steppen, wo Löwen waren, an Orte, wo Feinde lauerten, wo Berge Feuer spien; durch das Land, wo die Riesen hausten, bis er an einen Ort kam, wo auf einem Hügel ein Holzkreuz stand. Als

er das Kreuz sah, stand Mukristo still, schaute es an und wunderte sich. Dann lief er schnell den Hügel hinauf bis dorthin, wo das Kreuz stand. Da löste sich plötzlich die Bürde von seinen Schultern und fiel von ihm ab, rollte den Berg hinunter und war für immer verschwunden. Hongo! Wie war Mukristo glücklich und voller Freude! Er sagte mit fröhlichem Herzen: ›Er hat mir Frieden gegeben durch sein Leiden und Leben durch seinen Tod.«

Das kleine Mädchen berührte Perisis Arm. »*Ati* – warum fiel die Bürde von ihm ab, als er zu dem hölzernen Kreuz aufschaute?«

Perisi erzählte ihr vom Sohn Gottes, der an das Kreuz geschlagen worden war, um die Strafe für unsere Sünden von uns abzuwenden, und wie er gestorben war.

Tränen rollten über das Gesicht der Kleinen. »Ach, du liebst ihn wohl sehr?«

Simba und Perisi nickten mit dem Kopf. »Das tun wir. Wir haben auch allen Grund, ihn zu lieben.« Es war, als kämen die Worte aus einem Mund. »Auch du wirst das alles verstehen können«, sagte Perisi freundlich. »Schau, Buana will dir helfen, und die Bürde wird von deinen Schultern fallen. Und dann, wenn du dein *cigongo* verloren hast, wirst du – vielleicht besser als irgendjemand sonst – verstehen, wie glücklich Mukristo ohne seine Last war.«

Das kleine Mädchen nickte. Am nächsten Tag, um dieselbe Zeit, brachten wir es zum Operationsaal. Als es bei Sonnenuntergang aus der Narkose

erwachte und in Perisis lächelnde Augen blickte, waren seine ersten Worte: »Er ist weg! Mein *cigongo* ist weg!«

»Ja«, sagte die junge Afrikanerin, »du bist von deiner Bürde befreit. Und in diesen Tagen, in denen du und ich unsere Kräfte zurückerlangen, werde ich dir noch viele Geschichten von Jesus erzählen.«

»Perisi«, mahnte ich, als sie zur Tür kam, »du musst dich jetzt wieder hinlegen, damit du bald wieder zu Kräften kommst.«

»Buana«, sagte sie mit strahlenden Augen, »ich habe eine große Freude in meinem Herzen. Ich habe in diesen Tagen viel erfahren. Schau, habe ich nicht gehört, dass Simba hier und dort in den Dörfern über Gottes Wort spricht? Er hat Freude und Frohmut in seinem Herzen und, Buana«, ganz leise fuhr sie fort, »wenn Simba und ich dann einmal zusammenarbeiten, dann werden wir glückliche Zeiten erleben.«

Die Kühe

Simba saß auf einer Benzinkiste, während Daudi ihm mit einer Schere die Haare schnitt und dann mit einem rostigen Rasiermesser kühn einen Scheitel aus dem dichten Kraushaar herausschor.

»Nun«, sagte der afrikanische Pfleger, »jetzt siehst du wirklich so aus, wie man aussehen sollte. Und wenn du noch deine neue Hose und dein Hemd anziehst, dann kann sich niemand mit dir vergleichen!«

Simba lächelte ungläubig. Waren da nicht die tiefen Narben über seinen Wangenknochen, mit denen seine Eltern versucht hatten, sein Gesicht zu verschönern, als er noch ein kleiner Junge gewesen war? Waren da nicht die Spuren der Augenoperation, als ich ihn von seinem Augenleiden heilte?

»Heh, Buana«, rief er, »heute brauche ich deine Hilfe. Schau, ich möchte hingehen und mit den *Wabibi* (den europäischen Lehrerinnen der Missionschule) sprechen und sie fragen, ob sie mir Perisi zur Frau geben.«

Ich hatte schon öfter mit den Lehrerinnen über diese Angelegenheit gesprochen, und das Ganze war so gut wie abgemacht. Aber nach afrikanischer Sitte musste Simba hingehen und ein *shauri* (eine Verhandlung) abhalten über das Heiratsgeld und andere Bedingungen, die er zu erfüllen haben würde.

»Buana«, erklärte er, »es ist bei uns Brauch, einen Gefährten mitzunehmen, um alle diese Dinge mit den Angehörigen des Mädchens zu verhandeln. Hat nicht der Häuptling gesagt, ich müsse mich an die *Wabibi* wenden und mit ihnen die Heiratsbedingungen besprechen? Sag ihnen, Buana, ihr Vater habe mir das Mädchen für achtundzwanzig Kühe versprochen. – Buana, versuch doch, ob sie nicht mit fünfundzwanzig einverstanden wären. Das wäre eine große Freude für mich, da uns dann noch ein paar Kühe für ein Festmahl bleiben würden.«

»Was?«, fragte ich, »hast du denn nicht drei Kühe dem Häuptling Makaranga bezahlt? Hat nicht ...«

»Schon gut, Buana, aber werden sie das verstehen?«

»Ich werde es ihnen sagen, und dann wollen wir sehen, was wir erreichen können.«

Wir standen vor den Schulgebäuden. »Bibi«, rief ich, »kann ich hereinkommen?«

»*Karibu!*«, rief die Leiterin der Schule.

Wir traten ein. Simba war etwas verlegen. Man brachte ihm einen dreibeinigen Schemel, auf den er sich setzte, während ich die Verhandlungen führte. Ich sprach auf Kigogo.

»Sieh«, begann ich, »mein Freund hier ist gekommen, dich um die Hand eines der Mädchen aus deiner Schule zu bitten – Perisi. Er möchte sie zur Frau haben.«

»Heh«, sagte die Lehrerin und zwinkerte lustig mit den Augen. »Ich fürchte, er ist ein wilder Mann,

ein gefährlicher Jäger, vielleicht ein Mann, der seine Frau schlägt.«

»Jah, Buana«, rief Simba empört. »Schau ...«, und dann merkte er, dass es nur Spaß war. »Heh!«, sagte er und setzte sich wieder auf seinen Schemel.

»Simba schlägt vor«, fuhr ich fort, »zwanzig Kühe als Heiratsgeld zu zahlen.« Simba spitzte die Ohren.

»O-o-oh«, rief die Lehrerin, ganz nach afrikanischer Weise. »Nein – ich sage dreißig Kühe ...«

»Jah«, entgegnete ich, ganz so, wie Daudi es mir beigebracht hatte, »aber schau doch, er ist ja ein armer Mann, bist du nicht zufrieden mit vierundzwanzig Kühen?«

»Ja«, meinte die Lehrerin, »heh, vielleicht könnten wir uns auf sechsundzwanzig einigen.«

»Kah«, sagte ich, »siehst du, er war sehr krank, denn er ist von einem Löwen angefallen worden. Und dann hat er uns auch viel während Perisis schlimmer Krankheit geholfen. Ohne ihn wäre Perisi vielleicht nicht am Leben geblieben.«

»Heh«, meinte die Lehrerin mit einem verschmitzten Lächeln, »dann können wir ja vielleicht fünfundzwanzig Kühe sagen.«

Simba nickte mit dem Kopf, er sei einverstanden und ich möge den Handel abschließen. Mich plötzlich in englischer Sprache an die Lehrerin wendend, fuhr ich fort:

»Wo werden Sie die fünfundzwanzig Kühe unterbringen?«

»Das habe ich mich auch schon gefragt«, antwor-

tete sie lachend. »Haben Sie keinen guten Rat für mich?«

Ich wandte mich an Simba: »Simba, mein Freund, ich möchte, dass du die Kühe herbringst, aber es müssen lauter Milchkühe sein, denn wir möchten den Kindern in der Schule und im Krankenhaus zeigen, wie man Kühe hält und wie man sie melkt. Wenn wir den Kindern Milch zu trinken geben, werden sie gesund und stark, und auch die ganz Kleinen können wir damit ernähren. So sollen die Mütter draußen auf dem Land lernen, was gesund für ihre Kinder ist.«

»Heh«, sagte Simba, »das ist sehr weise gesprochen! Aber, Buana, es ist eigentlich üblich, dass auch viele Stiere im Hochzeitsgeld eingerechnet werden. Siehst du, eine Kuh ist eben mehr wert als ein Stier. Wäre Bibi nicht einverstanden mit, sagen wir, zwanzig Kühen?«

Und dann trafen wir eine Abmachung, nach welcher Simba nicht zwanzig, sondern zwölf Kühe herbringen sollte.

Die restlichen wurden ihm erlassen, dafür musste er aus Dornengestrüpp eine Umzäunung herstellen, in der die Herde vor Leoparden und Hyänen geschützt war. Auch sollte er jetzt schon Mais anpflanzen und Gras sammeln, damit genügend Nahrung vorhanden sei für die Regenzeit.

All das konnte er tun, während Perisi sich im Krankenhaus erholte. Dann, nach angemessener Zeit, würde die Hochzeit stattfinden.

Auf dem Rückweg zum Krankenhaus legte Simba die Hand auf meinen Arm.

»Buana, ehrlich, dies ist ein Ort der Freude! Als ich das erste Mal auf dieser Straße zum Krankenhaus kam, mussten sie mich tragen, und meine Verwandten hatten mich aufgegeben. Aber hier im Krankenhaus fand ich das Leben. Kah, Buana, und ich hörte das Wort Gottes. Ich fand das große Leben, das weitergeht, auch wenn der Körper stirbt. Und dann, Buana, kam auch die Liebe in mein Leben. Wie groß waren am Anfang die Schwierigkeiten. Es schien ganz unmöglich, dass Perisi je meine Frau werden könnte. Aber jetzt ist alles aufs Beste geordnet, und ich bin glücklich. Ich habe Leben, ich habe Kraft, und mein Herz singt. Und wenn ich demnächst mein Haus baue, dann weiß ich, dass eine Frau mit mir darin leben wird, deren Herz denselben Weg einschlägt wie das meine.«

Schweigend gingen wir weiter. Dann hielt Simba plötzlich neben einem Oleanderbusch an.

»Kah, Buana, du bist von weit her aus deinem Land zu uns gekommen, um uns Mugogo-Leuten Gottes Wort zu verkünden und uns zu helfen. Soll nicht auch ich, einer vom Stamm der Mugogo, meinen eigenen Leuten Gottes Wort verkünden? Können nicht Perisi und ich in unserem Heim ihnen mit gutem Beispiel vorangehen? Sie soll lernen, wie man Kranken helfen kann und wie man Kinder pflegt, und ich will noch besser lesen lernen. So können wir zwei in unserem Dorf ein Wegweiser sein, der zu

Gott führt. – Ja, Buana, abends werden wir um das Feuer sitzen und den Leuten Geschichten von Gott erzählen. Hast du Perisi schon einmal gehört? Hat sie nicht eine geschickte Zunge, die sich hübsch und flink dreht, wenn sie eine Geschichte erzählt?«

Wir kamen zum Krankenhaus und traten durch das Tor. Es war schon beinahe dunkel. Auf der Veranda saßen die Pfleger und Pflegerinnen, und mitten unter ihnen Perisi. Wie anders sah sie aus als noch vor vierzehn Tagen, als sie sich mühsam herumschleppte. Sie war auf dem besten Weg zur Besserung. Ich machte Simba darauf aufmerksam.

»Schau«, sagte ich, »hat sie nicht ihre Kraft zurückgewonnen?«

Gerade begann die ganze Schar zu singen. Daudi und Kefa schlugen eine eigenartige, afrikanische Melodie zu den vertrauten Worten eines Kirchenliedes an. Simba hörte aufmerksam zu und meinte nachher:

»Kah, Buana, es ist schön, wenn man seine Dankbarkeit gegen Gott singen kann. Meine Stimme taugt leider nicht zum Singen wie die ihre; aber siehst du, ich werde versuchen, meine Dankbarkeit gegen den Allerhöchsten – zu leben.«

»Das ist sicher auch die beste Art zu danken«, antwortete ich. »Gott verlangt nicht oft, dass wir unser Leben opfern für ihn – obwohl auch das hin und wieder nötig ist –, aber was er von uns verlangt, ist, dass wir unser Leben für ihn leben. Schau, da könnt ihr beide, Perisi und du, etwas Großes leisten.«

Ich legte meine Hand auf seine Schultern, als wir zu den anderen traten.

»Also, die Verhandlungen über das Hochzeitsgeld wären abgeschlossen.«

Perisi und die Pflegerinnen verschwanden im Krankensaal. Das verlangte die gute Sitte.

»Nun, ich habe alle Hoffnung, dass die Kühe bald übergeben werden können. Dann ist die Heirat beschlossen, und die Dorftrommeln mögen fröhlich die Hochzeit von Simba und Perisi verkünden.«

Die Hochzeit

Auf dem Krankenhausgelände stand eine kleine Lehmhütte, in der gebügelt wurde. Eine hohe Palme stand vor dem Eingang und breitete ihre großen Blätter Schatten spendend darüber.

Ich war im Laboratorium damit beschäftigt, Blutproben zu untersuchen, als ich Simba zum Bügelhüttchen hinuntergehen sah. Unter seinem Arm hatte er verschiedene Kleidungsstücke. Er selbst war nur mit einem Lendentuch – einem Streifen von einer alten Wolldecke – bekleidet. Er hatte eine Schale glühender Kohlen bei sich; die füllte er in das Kohleisen und schwang es durch die Luft hin und her, bis es heiß genug war. Dann begann er sorgfältig seine Kleider zu bügeln.

Zuerst kam ein hellrosafarbenes Hemd. Allerdings bereitete ihm der Kragen große Schwierigkeiten. Er legte es beiseite und nahm eine rosafarbene Hose in Angriff. Ich stellte das Mikroskop zurück in seinen Kasten, schaute durchs Fenster und rief: »Kah, Simba, warum hast du denn gerade diese Farbe ausgewählt?«

Der Afrikaner lachte. »Buana, wenn das Gras grün ist, dann sind auch die Bäume grün. In der Trockenzeit ist das Gras braun, aber auch die Erde ist braun. Nun habe ich Perisi ein rosafarbenes Kleid gegeben, – soll ich da nicht auch dieselbe Farbe tragen?«

Er nahm die Sache sehr ernst, sodass ich meine Heiterkeit etwas zurückhalten musste. Sorgfältig blies er die Asche aus dem Bügeleisen, stellte es wieder an seinen Platz und legte die gebügelten Kleider über den Arm.

»Buana!«, hörte ich eine atemlose Stimme hinter mir an der Tür. »Komm doch schnell herüber in die Kinderabteilung; eines der Kleinen liegt in Krämpfen!«

Ich nahm meinen Tropenhelm und rannte. Unterwegs sah ich Perisi.

»Perisi«, rief ich ihr zu, »schnell, komm mit mir! Du wirst etwas sehen, das dir nützlich sein kann in deinem neuen Leben. Komm schnell!«

Im Nu hatten wir das Kind, das den heftigen Krämpfen zu erliegen drohte, in ein heißes Bad gesteckt. Ich gab Anordnungen und verschrieb Mittel; vierzig Minuten später legten wir das Kleine, in eine Decke gewickelt, in die Arme der Mutter, der die Tränen über das Gesicht rollten.

Die Gefahr war vorüber. Perisi stand hinter mir.

»Buana, es liegt eine große Befriedigung in der Arbeit hier im Krankenhaus. Diese Frau wird mit offenem Herzen meinen Worten zuhören. Sie ist aus demselben Dorf, in dem Simba und ich wohnen werden. Dass ich so den Leuten helfen darf, wo sie selbst die Hoffnung aufgegeben haben, wird mir große Freude bereiten.«

Perisi setzte sich neben die Frau auf die Stufen der Veranda, und ich sah sie miteinander reden. Eine

Stunde später waren sie noch immer dort, ins Gespräch vertieft.

Nach Sonnenuntergang verließ ich das Krankenhaus. Perisi wartete beim Tor auf mich.

»Buana«, sagte sie, »ich freue mich riesig. Diese Frau versprach, uns zu helfen, wenn wir mit dem Krankenhaus und der Schule in unserem Dorf beginnen, und wenn es auch nur wäre, um Wasser zu tragen. Sie sagte, was sie heute erlebt und gesehen habe, das sei für sie wie ein großes Licht. Sie fühle sich, als ob sie in der Dunkelheit gewandert sei und jetzt die Sonne am Horizont aufgehen sehe.«

»Perisi«, fragte ich, »wie geht es dir denn jetzt? Hast du dich von deiner Krankheit ganz erholt? Hast du wieder so viel Kraft wie früher?«

»Buana«, antwortete das Mädchen, »ich spüre wohl noch die Schwäche in meinen Beinen, aber das ist nicht schlimm. Manchmal ist es auch, als krabbelten Ameisen in mir herum, dort, wo du mich zusammengenäht hast, aber auch das ist eine Kleinigkeit. Eigentlich fühle ich mich wieder recht stark.«

Drei Tage vergingen, geschäftige Tage, wie immer in unserem Krankenhaus. Operationen, Wundbehandlung in der Poliklinik, Einspritzungen am laufenden Band und Neugeborene eins nach dem anderen.

Es war etwa drei Uhr nachmittags. Plötzlich hörte ich die große Trommel. Ich hatte eine Maske über Nase und Mund und an den Händen Gummihandschuhe. Die Arbeit, mit der ich gerade beschäftigt

war, würde mich noch eine gute Stunde in Anspruch nehmen. Ich wandte mich an Setschelela:

»Kah, Setschi, ich hatte mich so gefreut, an der Hochzeit von Simba und Perisi teilzunehmen heute Nachmittag. Kah, das ist eine große Enttäuschung!«

Sobald ich konnte, rannte ich hinunter ins Dorf, das am Fuß des Krankenhaushügels lag. Unten kam Daudi mir entgegen. Er war der Brautführer.

»Buana«, rief er, »wir haben gewartet, bis du kommst. Schau, beide, Perisi und Simba, behaupten, sie könnten nicht Hochzeit feiern, wenn du nicht dabei seist. Hast du nicht beiden das Leben gerettet? Und, weißt du, sie möchten auch, dass du die Orgel spielst.«

Nun hatten allerdings die vielen afrikanischen *dudu* und eine Reihe der verschiedensten Nagetiere die Orgel in einen kläglichen Zustand versetzt; auch waren meine Hände nicht sehr geübt. Aber als ich dem alten Instrument die Töne des Hochzeitsmarsches entlockte, sah ich das junge Paar durch den Mittelgang der kleinen, überfüllten Kirche kommen. Sie waren auf der Schwelle ihres gemeinsamen Lebens.

Ich erinnere mich kaum an den ersten Teil der Trauung, denn meine Gedanken wanderten zurück durch die letzten Monate. An Simbas langen Beinen konnte ich die Narbe sehen, die er beim Kampf mit dem Löwen davongetragen hatte. Unter seinen Augen waren noch die Spuren meiner ungeübten Hand, die versucht hatte, seine Augenkrankheit zu

beheben, und die ihn erfolgreich vor dem Erblinden bewahrte. Ich fühlte den Schweiß auf meine Stirn treten, als ich an die düsteren Tage dachte, in denen Perisis Leben in Gefahr gewesen war.

Plötzlich erwachte ich aus meinen Gedanken, als ich Simbas tiefe Stimme auf die Frage des afrikanischen Pastors antworten hörte:

»Heh – *Wjo notendo* (ja, ich verspreche es).« Und dann wiederholte Perisis sanfte Stimme dieselben Worte auf Kigogo.

»Versprecht ihr beide, den von euch geschlossenen Ehebund heilig zu halten, einander treu und herzlich zu lieben, weder in Freude noch im Leid einander zu verlassen, bis der Tod euch scheiden wird? Ist das euer fester und ehrlicher Entschluss, so bekräftigt es vor Gott und diesen Zeugen mit einem feierlichen ›Ja‹.«

Eine kleine Pause trat ein. Perisi, mit einem Lächeln auf ihrem hübschen Gesicht, schaute zu Simba auf, und er lächelte ihr zu. Langsam und deutlich sagten sie:

»Ja.«

Paul White

Dschungeldoktor auf Safari



Wenn Paul White – der Dschungeldoktor – auf gefährlichen, halsbrecherischen Fahrten durch den Dschungel unterwegs ist, muss er ständig mit unliebsamen Überraschungen rechnen! Zum einen geht immer wieder sein Auto kaputt – und dann bleiben ihm auch bedrohliche Begegnungen mit wilden Tieren nicht erspart. Aber es gibt auch viele lustige Erlebnisse und Erfahrungen, von denen er erzählen kann. Bei alledem wird deutlich, dass ein allmächtiger und liebevoller Gott auf ihn achthat ...

128 Seiten, Taschenbuch, ISBN 978-3-86699-111-8

clv